Jahres- und Tagungsbericht der Görres-Gesellschaft

2025

Die digitale Ausgabe dieses Jahresberichts finden Sie auf unserer Internetseite unter der Rubrik „Publikationen“: www.goerres-gesellschaft.de

Die 129. Generalversammlung der Görres-Gesellschaft findet vom 24. bis zum 26. September 2027 voraussichtlich in Köln statt. Sie steht unter dem Rahmenthema „Fortschritt“.

Weitere Informationen entnehmen Sie unserer Internetseite: www.goerres-gesellschaft.de

Die Geschäftsstelle der Görres-Gesellschaft befindet sich in:
53111 Bonn, Friedrichstraße 57
Telefon: +49 (0)228 9437 4444

verwaltung@goerres-gesellschaft.de
www.goerres-gesellschaft.de
Kreissparkasse Köln
IBAN: DE48 3705 0299 0000 0205 01
SWIFT-BIC: COKSDE33

ISBN: 978-3-00-085885-7

INHALTSVERZEICHNIS

ERSTER TEIL

Martin Barth	Die 127. Generalversammlung der Görres-Gesellschaft in Mannheim	5
Bernd Engler	Ansprache des Präsidenten anlässlich der Eröffnung der 127. Generalversammlung am 26. September 2025	7
Thomas Fetzer	Grußwort des Präsidenten der Universität Mannheim	9
Hiram Kümper	Schloss, Stadt und Wissen: Das Mannheimer Barockschloss als Residenz, Wissenschaftszentrum und Motor einer höfischen Konsumkultur	13
Achim Wambach	Wissenschaftliche Politikberatung im Spannungsfeld von Unabhängigkeit und Relevanz	21
Christian Würtz	Begrüßung und Predigt des Weihbischofs des Erzbistums Freiburg anlässlich der Eucharistiefeier am 28. September 2025	29
Bernd Engler	Ansprache des Präsidenten anlässlich des Festakts am 28. September 2025	35
Heinz Bude	Kanon und Diskurs in einer multipolaren Welt	39

ZWEITER TEIL

Berichte der Sektionen 49

- Philosophie 49
- Pädagogik 51
- Geschichte 52
- Gesellschaft zur Herausgabe des Corpus Catholicorum 53
- Kunde des Christlichen Orients 54
- Romanische, Deutsche, Englisch-Amerikanische und Slavische Philologie 55
- Religionswissenschaft, Religionsgeschichte und Ethnologie 59
- Rechts- und Staatswissenschaft 62

Wirtschafts- und Sozialwissenschaft gemeinsam mit Politik- und Kommunikationswissenschaft 63
Kunstgeschichte 65
Musikwissenschaft 68
Soziologie 69
Altertumswissenschaft 71
Weitere Aktivitäten der Görres-Gesellschaft 2025 75

DRITTER TEIL

I. Vorstand und Sektionsleiter 76
II. Beirat 78
III. Haushaltsausschuss 78
IV. Mitgliederstand 78
V. Träger des Ehrenringes der Görres-Gesellschaft 79
VI. Unsere Toten 80
VII. Institute und Auslandsbeziehungen 81
Institut Rom 81
Institut Jerusalem 82
Institut Lissabon 82
Institut für Interdisziplinäre Forschung 82
VIII. Publikationen und Verlage 84

ERSTER TEIL

Die 127. Generalversammlung der Görres-Gesellschaft in Mannheim

Liebe Mitglieder der Görres-Gesellschaft,
liebe Leserinnen und Leser des Jahresberichtes 2025,

das Thema „Kanon und Diskurs“ stand im Mittelpunkt der 127. Generalversammlung der Görres-Gesellschaft, die von Freitag, dem 26. September 2025 bis zum Sonntag, dem 28. September 2025 an der Universität Mannheim stattfand. Mehr als 300 Besucherinnen und Besucher nahmen an den rund 80 wissenschaftlichen Vorträgen und Rahmenveranstaltungen teil, die sich in der überwiegenden Mehrzahl der Sektionen mit dem Rahmenthema der diesjährigen Tagung „Kanon und Diskurs" befassten.

Den Auftakt der Tagung bildete am Freitag die Eröffnungsveranstaltung in der Aula der Universität, wo die Görres-Gesellschaft auf Einladung des Rektors der Universität Prof. Dr. Thomas Fetzer zum vierten Mal in ihrer Geschichte tagte. In seinem Grußwort hob Rektor Fetzer die Bedeutung und Geschichte der Universität Mannheim und ihrer Schwerpunkte u.a. in den Wirtschaftswissenschaften hervor. Eindrucksvoll war auch das Grußwort des Mannheimer Oberbürgermeisters Christian Specht, der die Metropolregion Rhein-Neckar mit ihren Erfolgen und Herausforderungen darstellte und den Kontext zu Innovation und Wissenschaft, der die Mannheimer Universität auszeichnet, herausarbeitete. Für einen ersten wissenschaftlichen Höhepunkt sorgte Prof. Dr. Hiram Kümper von der Universität Mannheim mit seinem Vortrag über das Mannheimer Schloss, der ebenso unterhaltsam wie humorvoll, zugleich aber auch wissenschaftlich anspruchsvoll war. Eine gelungene Ouvertüre für diese Jahrestagung!

Am Freitag und Samstag tagten die Sektionen der Görres-Gesellschaft. In 15 parallel durchgeführten Sektionsveranstaltungen widmeten sich die Vorträge in ihrer Mehrheit dem Thema „Kanon und Diskurs“. Görres-Präsident Prof. Dr. Bernd Engler sagte mit Blick auf dieses Thema u.a.: „Mit dem Thema ‚Kanon und Diskurs‘ adressiert die Görres-Gesellschaft ein Thema, das zunächst im binnenwissenschaftlichen Diskurs von großer Relevanz ist, letztlich aber auch wissenschaftsgeschichtlich eine bedeutende Rolle spielt, da Wissenschaft immer auch von der wechselnden Kanonisierung bestimmter Theorien und als jeweils gültiger ‚Standard‘ definierter Werke oder Personen bestimmt ist.“ Es stelle sich letztlich die Frage, was es für die Wissenschaft bedeute, wenn eine Kanonbildung ausbleibt oder unmöglich gemacht wird, und ob dadurch die Diskursfähigkeit von Wissenschaft nicht grundsätzlich leide. Es

stehe jedenfalls zu befürchten, so Engler weiter, dass langfristig wissenschaftliche – und in Konsequenz gesellschaftliche – Orientierung verloren gehe.

Ein wissenschaftliches Highlight bot am Samstag der Vortrag des Präsidenten des in Mannheim angesiedelten Leibniz Zentrums für Europäische Wirtschaftsforschung, Prof. Achim Wambach, Ph.D., „Zwischen Neutralität und Wirkung. Wissenschaftstransfer in die Politik".

Am Sonntag, dem 28. September, fand die 127. Generalversammlung ihren Höhepunkt und Abschluss. Zunächst feierten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer einen Gottesdienst in der Mannheimer Jesuitenkirche, dem Weihbischof DDr. Christian Würtz (Freiburg) vorstand. Er betonte, dass das Thema der Görres-Jahrestagung auch die Theologie herausfordere: „Was gehört zum Kanon, was ist Maßstab, Richtschnur, unveränderliches Dogma? Wie gelingt es uns, darüber innerhalb der Theologie zu einem fruchtbaren Dialog zu kommen? Und wie gelingt es uns, auch in die Gesellschaft, außerhalb des kirchlichen Binnenraums, in einen Diskurs zu kommen über die Fragen der Religion und unseres Glaubens?", so Weihbischof Würtz.

Im anschließenden Festakt sprach der Soziologe Prof. Dr. Heinz Bude zum Thema „Kanon und Diskurs in der multipolaren Welt". Er warf die Frage auf, welche Rolle Europa angesichts des Hegemoniekonflikts zwischen den USA und China spielen könnte. Sein Fazit lautete: „Der europäische Kanon dreht sich um das Rätsel des Individuums, das in den Diskursen über die Liebe, den Wahnsinn, das Vergessen und das Gedächtnis einen Sinn erhält."

Zum Abschluss des Festaktes standen Ehrungen an. Zunächst nahm Görres-Generalsekretär Dr. Martin Barth die Prämierung der beiden Preisträger beim Essay- und Kreativwettbewerb, Herrn Sebastian Heimann (1. Platz) und Herrn Lennart Luhmann (2. Platz) vor. Zum Abschluss des Festaktes ehrte Görres-Präsident Prof. Dr. Bernd Engler Mitglieder für ihre langjährige Mitgliedschaft.

Bemerkenswert war auch in diesem Jahr wieder die große Zahl von Angehörigen des wissenschaftlichen Nachwuchses, die sich im „Jungen Forum" vernetzen und den Weg nach Mannheim gefunden hatten. Damit darf die Görres-Gesellschaft einen hoffnungsvollen Blick in die Zukunft richten.

Martin Barth

Professor Dr. Bernd Engler

Ansprache des Präsidenten der Görres-Gesellschaft anlässlich der Eröffnung der 127. Generalversammlung am 26. September 2025

Sehr geehrter Herr Rektor Fetzer,
sehr geehrter Herr Oberbürgermeister Specht,
liebe Mitglieder der Görres-Gesellschaft, verehrte Gäste,

nach unseren Generalversammlungen in den Jahren 1965, 1975 und 1993 tagen wir in diesem Jahr zum vierten Mal an der Universität Mannheim. Nur selten stehen uns – schon aus Mangel an vergleichbaren Standorten – die Türen an einer „Universität im Schloss" offen und so freuen wir uns ganz besonders über die Einladung der Universität Mannheim, die ja in einem überaus eindrucksvollen Barockschloss residiert. Das Schloss mit seiner prächtigen Schaufassade ist eines der größten Schlösser Europas und sollte die herausragende politische Stellung der Kurfürsten von der Pfalz auch architektonisch zum Ausdruck bringen. Nach der Grundsteinlegung durch Kurfürst Carl Philipp im Jahr 1720 ließ sein Nachfolger Kurfürst Carl Theodor die Schlossanlage weiter ausbauen und schuf mit seiner tatkräftigen Förderung eine bedeutende europäische Stätte von Kunst und Wissenschaft. Was könnte also naheliegender sein, als dieses Schloss einer Wissenschaftsinstitution zu überantworten? Und welche Universität kann schon mit dem Motto „Studieren im Schloss" für sich werben?

Ich will an dieser Stelle freilich nicht einen Vortrag über die Geschichte der Universität Mannheim und ihres Schlosses halten. Darüber wird heute Abend eine weitaus berufenere Person sprechen. Lieber Herr Kollege Kümper, als Inhaber des Carl-Theodor-Stiftungs-Lehrstuhls für Geschichte des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit sind Sie bestens ausgewiesen, uns Einblicke in die Geschichte von Schloss und Universität zu geben. Haben Sie besten Dank für Ihre Bereitschaft, den Eröffnungsvortrag zu halten.

Vor Ihnen haben wir aber das Vergnügen der Begrüßung seitens des Rektors der Universität Mannheim, Herrn Kollegen Thomas Fetzer, und des Oberbürgermeisters der Stadt Mannheim, Herrn Christian Specht. Beide sind gleichsam kraft ihrer Ämter berufen, uns mit dem wissenschaftlichen Profil und der Bedeutung der Universität sowie mit der Stadt, dem Wirtschaftsstandort Mannheim und der Region vertraut zu machen. Ihnen, lieber Herr Kollege Fetzer, danke ich für die liebenswürdige Einladung, unsere Jahrestagung 2025 an Ihrer Universität ausrichten zu dürfen, und die vorbildliche Unterstützung, die Sie uns im Vorfeld gewährt haben. Herrn Oberbürgermeister Specht danke ich

herzlichst für die Gastfreundschaft der Stadt, die uns für drei Tage ein wunderbares Umfeld für unsere Tagung bietet. Danken will ich an dieser Stelle auch Frau Kollegin Panja Mücke von der Staatlichen Hochschule für Musik und Darstellende Kunst dafür, dass Sie uns die Räume ihrer Hochschule für die Vorträge unserer Musikwissenschaftlichen Sektion zur Verfügung stellt.

Den Mitgliedern der Görres-Gesellschaft, die womöglich Mannheim nur als Bahnknoten bei einer Zugfahrt von Nord nach Süd oder umgekehrt kennen, sei empfohlen, neben dem weit gespannten Tagungsprogramm unter dem zentralen Thema „Kanon und Diskurs“ diese pulsierende Stadt selbst ebenso wie ihre zahlreichen kulturellen Angebote und bedeutenden Museen zu erkunden.

Lassen Sie mich an dieser Stelle zunächst noch auf das weitere Programm des heutigen Abends vorgreifen und den Eröffnungsredner unserer diesjährigen Tagung kurz vorstellen, bevor ich das Wort an den Rektor der Universität und anschließend den Oberbürgermeister der Stadt Mannheim weitergebe.

Herr Professor Dr. Hiram Kümper ist – wie ich bereits sagte – Inhaber des Carl-Theodor-Stiftungs-Lehrstuhls für Geschichte des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit an der Universität Mannheim. Studiert hat er die Fächer Geschichte, Philosophie und Germanistik an der Ruhr-Universität Bochum und wurde 2007 mit einer Studie zur Geschichte des sächsischen Landrechts in Mittelalter und früher Neuzeit promoviert. Nach Stationen in Vechta und Bielefeld wurde er 2013 auf den neu geschaffenen Carl-Theodor-Stiftungslehrstuhl nach Mannheim berufen. Die Aussage in dem kurzen Selbstporträt auf seiner Homepage „hier bin ich nun und könnte zufriedener kaum sein“ dürfte Sie, lieber Herr Rektor Fetzer, besonders freuen, kommen solche uneingeschränkt positiven Aussagen doch nur höchst selten über die Lippen unserer werten Kollegenschaft.

Herr Kollege Kümper hat sich vor allem mit den Normensystemen des alten Europa beschäftigt, sieht aber im Kontext des wissenschaftlichen Profils der Universität Mannheim auch die Wirtschafts- und Sozialgeschichte als zentrales Feld seiner Forschung und Lehre. Mit 18 Monographien und Herausgaben legte er bisher ein ebenso weit gespanntes wie beeindruckendes wissenschaftliches Œuvre vor. Mit seinem thematischen Fokus auf europäischen Normsystemen hätte er gewiss auch so manches zu dem Rahmenthema unserer Jahrestagung „Kanon und Diskurs“ zu sagen, reflektieren solche Normsysteme doch sehr anschaulich das Selbstverständnis ihrer jeweiligen Zeit.

Doch nun will ich dem Fortgang des heutigen Abends nicht mehr im Wege stehen und darf den Rektor der Universität und anschließend den Oberbürgermeister der Stadt Mannheim um ihre Begrüßungsansprachen bitten. Abschließend wünsche ich allen Anwesenden eine überaus ertragreiche Jahrestagung mit vielen spannenden Vorträgen, die zeigen, dass das zunächst vielleicht als sperrig und nicht allzu inspirierend wahrgenommene Rahmenthema „Kanon und Diskurs“ wissenschaftlich überaus bedeutende Fragestellungen eröffnet.

Professor Dr. Prof. Thomas Fetzer

Grußwort des Rektors der Universität Mannheim

Sehr geehrter Präsident der Görres-Gesellschaft,
sehr geehrter Herr Oberbürgermeister,
sehr geehrte Mitglieder der Görres-Gesellschaft,
liebe Kolleginnen und Kollegen,
liebe Gäste,

ich begrüße Sie herzlich an der Universität Mannheim, in einem der größten Barockschlösser Europas, das heute ein lebendiger Ort der Wissenschaft ist. Es ist mir eine besondere Freude, Sie zur diesjährigen Tagung der Görres-Gesellschaft hier in Mannheim willkommen zu heißen.

Die Universität Mannheim ist eine vergleichsweise junge Universität und doch blickt sie auf eine bemerkenswerte Geschichte zurück. Kurfürst Carl Theodor residierte und regierte hier im Barockschloss in den Jahren 1720-1777 und gründete in dieser Zeit die Kurpfälzische Akademie der Wissenschaften. So wurde Mannheim schon damals Anziehungspunkt für Wissenschaftler und Kulturschaffende aus ganz Europa. Hier in der heutigen Aula befand sich Carl Theodors Bibliothek, eine der bedeutendsten Sammlungen ihrer Zeit.

Das Motto der Universität „In omnibus veritas suprema lex esto" – „Wahrheit in allem sei höchstes Gebot" – stammt aus der Satzung der Kurpfälzischen Akademie der Wissenschaften. Es ist ein Leitspruch, der auch heute noch unser wissenschaftliches Selbstverständnis prägt.

Die Geburtsstunde der Universität war die Gründung der Städtischen Handelshochschule Mannheim im Jahr 1907 auf Initiative des Mannheimer Bürgertums und der Handelskammer. Ziel war es, junge Kaufleute auf hohem Niveau auszubilden – mit einem Curriculum, das neben Wirtschaft auch Philosophie, Geschichte, Kunst und Naturwissenschaften umfasste.

In der Zwischenkriegszeit entwickelte sich die Hochschule weiter: Ein Institut für Psychologie und Pädagogik sowie ein Dolmetscherinstitut kamen hinzu. Doch 1933 wurde die Hochschule durch das NS-Regime in die Universität Heidelberg eingegliedert. Viele jüdische Dozierende wurden entlassen, verfolgt und ermordet – darunter auch der ehemalige Rektor und Leiter des Psychologischen Instituts, Otto Selz, ein Pionier der Denkpsychologie. Ihm zu Ehren trägt eine Straße rund um den Campus heute seinen Namen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Hochschule 1946 als Staatliche Wirtschaftshochschule neu gegründet. 1967 schließlich erhielt sie den Status einer

Universität und mit ihm den Namen, den sie heute trägt: Universität Mannheim. Seitdem hat sich viel verändert: Die Zahl der Studierenden ist auf 12.000 gewachsen, das Fächerspektrum wurde erweitert. Heute ist die Universität Mannheim eine weltweit anerkannte Universität, die exzellente Forschung mit gesellschaftlicher Relevanz verbindet. Unsere Schwerpunkte liegen in den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften in Verbindung mit den Geisteswissenschaften, der Rechtswissenschaft und der Informatik und Mathematik.

Die Forschungsstärke und exzellente Lehre der Universität Mannheim zeigt sich auch in den aktuellen Hochschulrankings. Im jüngsten QS-Ranking sind wir weltweit von Platz 487 auf Platz 416 geklettert, in Deutschland von Platz 28 auf Platz 22. In der Kategorie Social Sciences and Management erreichen wir weltweit Platz 91, 45 Plätzer höher als im Vorjahr. Deutschlandweit befinden wir uns in unseren Kernfächern unter den Top 5, in Accounting und Finance sogar auf Platz 1.

In den lehrbezogenen Rankings, insbesondere im CHE-Ranking, stehen unsere Fächer jeweils ganz an der Spitze oder in der Spitzengruppe, jüngst etwa in der Psychologie und der Romanistik. Und schließlich verzeichnen wir trotz der Demographie Bewerbungsrekorde in der Betriebswirtschaftslehre und der Jura.

Gerade unsere Kerndisziplinen, die Wirtschafts-, Sozial- und Geisteswissenschaften, sind unabdingbar in den aktuellen Zeiten der Transformation und der multiplen Krisen. Die Politik, die Wirtschaft, die Bürgerinnen und Bürger haben hohe Erwartungen, wie neue und innovative Technologien Probleme lösen, Herausforderungen bewältigen, Krisen abmildern und unser Arbeiten und Leben erleichtern werden. Ich denke dabei zum Beispiel an Technologien für nachhaltige Energieversorgung und Mobilität, oder – es liegt auf der Hand – an die Künstliche Intelligenz.

Diese tiefgreifenden technologischen Transformationen sind gleichzeitig gesellschaftliche Transformationen und bedürfen als solche einer Flankierung durch gesellschaftsbezogene Forschung. Diese Forschung stellt gegenwärtiges und historisches Orientierungs- und Handlungswissen bereit: Zur Wirkung technologischer Entwicklungen auf die staatlichen und gesellschaftlichen Institutionen, auf das soziale Gefüge, auf Beziehungen und Abhängigkeiten.

Die Schlüsselrolle der Wirtschafts-, Sozial- und Geisteswissenschaften in Zeiten von Krisen und Transformation wurde kürzlich in der Bundespolitik auf den Punkt gebracht: So enthält die Hightech_Agenda_Deutschland der Bundesministerin Dorothee Bär ein klares Bekenntnis zu diesen Disziplinen jenseits der naturwissenschaftlich-technologischen Forschung. Die Hightech-Agenda stellt zu Recht die gesellschaftsbezogene Forschung auf gleiche Stufe mit der technologischen Forschung. Hier ist die Universität Mannheim mit ihrem Profil und auch mit ihren Partnern bestens aufgestellt.

Denn wir wissen auch, dass die Interdisziplinarität, die Verzahnung der Fächer und die Verflechtung der Akteure der nationalen wie internationalen Wissenschaftslandschaft essenziell ist, um Forschungsfragen in ihren diversen Facetten zu erfassen. Die Universität ist hier in Mannheim vor allem mit den drei Leibniz-Instituten eng verbunden: dem Institut für Deutsche Sprache (IDS), dem GESIS – Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften und dem Leibniz-Zentrum für Europäische Wirtschaftsforschung ZEW. Gemeinsam mit diesen und vielen weiteren Kooperationspartnern bringen wir die gesellschaftswissenschaftliche Forschung voran.

Zum Markenkern der Universität Mannheim gehört zweifellos die Internationalität. Forschungsprojekte in internationalen Teams, der wissenschaftliche Austausch, die gemeinsame Arbeit an Forschungsfragen über Grenzen hinweg sind selbstverständlich in der Mannheimer Forschung.

Die Internationalität des Studiums ist ebenso selbstverständlich: Sei es hier auf dem Campus, auf dem wir jährlich über 2.000 internationale Studierende begrüßen, oder im Austausch mit unseren 430 Partnerhochschulen weltweit. Fast 40 % der Mannheimer Studierenden verbringen einen Teil des Studiums im Ausland und diese Zahl liegt weit über den deutschen und europäischen Mobilitätszielen. Besonderen Impact auf die Internationalität und den Studierendenaustausch hat die Europäische Universitätsallianz ENGAGE.EU – einem Verbund aus neun Universitäten mit wirtschafts-, sozial- und geisteswissenschaftlichem Profil, den wir von Mannheim aus koordinieren. Die internationalen Erfahrungen im Studium sind für uns ein bedeutender Teil der Curricula. Die Mannheimer Absolventinnen und Absolventen sind auf die Chancen und Herausforderungen einer globalisierten Welt vorbereitet.

Universitäten haben über ihren Kernauftrag der Forschung und der Lehre hinaus auch die Aufgabe und die Verantwortung, aus ihren Elfenbeintürmen – oder Schlossmauern – hinaus zu wirken und Orte des Dialogs, des Diskurses, des Austauschs zu sein, zwischen Disziplinen, Kulturen und Generationen. In diesem Sinne freut es mich sehr, dass die Universität Mannheim dieses Jahr Gastgeberin für die Görres-Gesellschaft sein darf, dessen Engagement für Wissenschaft, Kultur und gesellschaftliche Verantwortung wir in hohem Maße schätzen.

Im Namen der Universität heiße ich Sie noch einmal herzlich willkommen und wünsche Ihnen eine erkenntnisreiche Tagung und einen inspirierenden Aufenthalt bei uns in Mannheim.

Professor Dr. Hiram Kümper

Schloss, Stadt und Wissen

Das Mannheimer Barockschloss als Residenz, Wissenschaftszentrum und Motor einer höfischen Konsumkultur

Öffentlicher Vortrag am 26.09.2025

Das diesjährige Treffen der Görres-Gesellschaft findet an einem Ort statt, der passender für eine Gelehrte Gesellschaft nicht sein könnte. Sie befinden sich hier in der Aula der Universität Mannheim. Historisch aber befinden Sie sich am Platz der berühmten kurfürstlichen Bibliothek und damit auch am Tagungsort der Kurpfälzischen Akademie der Wissenschaften, die hier für nur wenige Jahrzehnte, aber dafür umso fruchtbarer tagte.

Wer vom Ehrenhof des Mannheimer Schlosses auf die Stadt blickt, sieht nicht einfach eine barocke Residenz. Man sieht ein Programm. Die lange Fassade, die symmetrischen Flügel, die strenge Beziehung zur Quadratestadt: Alles an diesem Bau sagt, dass Herrschaft im 18. Jahrhundert nicht nur regieren, sondern ordnen wollte. Mannheim ist keine gewachsene mittelalterliche Stadt, in die ein Schloss nachträglich hineingesetzt wurde. Mannheim ist eine gedachte Stadt, eine geplante Stadt, eine Stadt der Linien, Achsen und Zuständigkeiten. Das Schloss bildet darin nicht bloß den südlichen Abschluss der Quadrate. Es ist der Punkt, von dem aus sich politische, ökonomische und kulturelle Energie in die Stadt hinein verteilt.

Gerade deshalb ist das Mannheimer Barockschloss mehr als ein Monument höfischer Pracht. Es ist ein Schlüsselbau der Aufklärung in der Kurpfalz. In ihm verdichteten sich Fürstenstaat, Bibliothek, Akademie, Sammlungen, Musik, Theater, Kunst und Wissenschaft zu einem einzigen historischen Ensemble. Wer seine Geschichte erzählt, erzählt daher nicht nur Baugeschichte. Er erzählt die Geschichte eines Hofes, der Wissen sammelte; einer Stadt, die von Konsum lebte; und einer Kultur, in der Repräsentation und Forschung keineswegs Gegensätze waren.

Die Vorgeschichte führt zurück zur Festung Friedrichsburg, die 1606 unter Kurfürst Friedrich IV. gegründet wurde. Der Pfälzische Erbfolgekrieg zerstörte die ältere Anlage; Mannheim musste nach den Verwüstungen des späten 17. Jahrhunderts neu entstehen. Als Kurfürst Carl Philipp 1720 den Grundstein für das neue Schloss legen ließ und die Residenz von Heidelberg nach Mannheim verlagerte, war dies mehr als eine bauliche Entscheidung. Es war eine politische Neuordnung des Raums. Heidelberg blieb Universität, Traditionsort, Erinnerungsspeicher. Mannheim aber wurde Bühne.

Das neue Schloss war eine gewaltige Investition in Sichtbarkeit. Seine Ausdehnung, seine 440 Meter lange Schaufassade, sein weiter Ehrenhof und die Verbindung von Schloss und Stadtgrundriss machten Herrschaft anschaulich. Die Kurfürsten der Pfalz verfügten nicht über die militärische Macht der großen europäischen Monarchien. Umso wichtiger waren Zeichen: Architektur, Hofhaltung, Zeremoniell, Kunst, Wissenschaft. Das Schloss war in diesem Sinn ein barocker Machtkörper, aber zugleich eine Infrastruktur. Es beherbergte nicht nur Appartements und Festsäle, sondern auch Bibliothek, Sammlungen, Kabinette und jene gelehrten Einrichtungen, die Mannheim im 18. Jahrhundert europäischen Rang verschafften.

Unter Carl Theodor erreichte diese Entwicklung ihren Höhepunkt. Er trat 1742 die Regierung an und verwandelte Mannheim in einen Musenhof, dessen Ruhm nicht auf Schlachten beruhte, sondern auf Klang, Bühne, Büchern, Instrumenten und Gelehrsamkeit. Man sollte den Ausdruck „Musenhof“ dabei nicht zu weich verstehen. Er meint nicht bloß Geschmack und Zerstreuung. Er bezeichnet eine Form politischer Kultur, in der ein Fürst seine Legitimität dadurch steigerte, dass er sich als Förderer der Künste, der Wissenschaften und des öffentlichen Nutzens inszenierte.

Das Schloss wurde unter Carl Theodor zu einem Ort, an dem Wissen sichtbar gemacht wurde. Besonders deutlich zeigt sich das an genau diesem Raum – nicht dem wunderschönen aktuellen, der Nachkriegs-Aula, sondern dem historischen natürlich: an der Hofbibliothek. Im östlichen Querflügel eingerichtet, stand sie der Schlosskirche architektonisch gegenüber. Diese Gegenüberstellung ist von großer symbolischer Kraft: hier der sakrale Raum, dort der Raum der Bücher. Der „Tempel Gottes“ und der „Tempel der Wissenschaft“ standen einander nicht feindlich gegenüber, sondern bildeten ein Ensemble höfischer Ordnung. Das war typisch für die katholische Aufklärung der Kurpfalz: Wissen sollte nicht gegen Religion stehen, sondern in eine nützliche, staatstragende, moralisch geordnete Gelehrsamkeit überführt werden.

Die Mannheimer Hofbibliothek war kein totes Schatzhaus. Sie war als wissenschaftliche Gebrauchsbibliothek gedacht. Carl Theodor erbte bereits beträchtliche Bestände aus den Linien Pfalz-Neuburg und Pfalz-Sulzbach, ließ die Sammlung aber systematisch erweitern. Ganze Gelehrtenbibliotheken wurden angekauft, darunter die Sammlung des Theologen Johann Nikolaus Weislinger. Nach der Aufhebung jesuitischer Kollegien gelangten weitere Bestände nach Mannheim. Besonders wichtig wurde die Bibliothek des französischen Jesuiten François-Joseph Desbillons, der 1764 nach Mannheim kam und hier eine außergewöhnlich umfangreiche Sammlung aufbaute.

Die Zahlen schwanken je nach Zählung und Berechnung. Mitte der 1750er Jahre umfasste die Hofbibliothek bereits über 20.000 Bände; gegen Ende des Jahrhunderts werden 80.000, 90.000 oder sogar rund 100.000 Bände genannt.

Entscheidend ist weniger die exakte Zahl als die Dynamik: In wenigen Jahrzehnten entstand in Mannheim eine der bedeutendsten Bibliotheken des Alten Reiches. Und noch wichtiger: Die Bibliothek wurde nicht nur für den Hof, sondern auch für Gelehrte geöffnet. Die Bibliotheksordnung von 1763 bestimmte, dass einheimische und auswärtige Gelehrte sie regelmäßig benutzen konnten. Das ist ein kleiner, aber wesentlicher Schritt in Richtung wissenschaftlicher Öffentlichkeit.

Die Bibliothek war zugleich Repräsentationsraum. Zeitgenossen beschrieben ihren Saal als Sehenswürdigkeit. Man trat ein und sah nicht nur Bücher, sondern eine Inszenierung des Wissens. Büsten, Gemälde, Einbände, Ordnungssysteme und architektonische Pracht machten deutlich: Gelehrsamkeit war hier kein privates Hobby, sondern ein Element fürstlicher Selbstbeschreibung. Selbst die Irritationen, die Besucher äußerten, sind aufschlussreich. Wenn etwa ein Zeitgenosse sich an der Büste Voltaires störte, die am Eingang gleichsam über die Weisheit zu präsidieren schien, dann zeigt das, wie sehr Mannheim ein Ort intellektueller Spannung war. Katholischer Hof, aufklärerische Bibliothek, französische Philosophie, jesuitische Gelehrte, dynastische Geschichtspolitik: All das gehörte hier zusammen.

Aus dieser Welt der Bücher ging die Kurpfälzische Akademie der Wissenschaften hervor. 1763 unterzeichnete Carl Theodor die Gründungsurkunde; kurz darauf trat die Akademie im Ostflügel des Schlosses zusammen. Ihr Wahlspruch lautete: „In omnibus veritas suprema lex esto“ – in allem sei die Wahrheit das höchste Gesetz. Dieser Satz ist bemerkenswert, weil er höfische Patronage und wissenschaftlichen Anspruch miteinander verbindet. Die Wahrheit erscheint nicht als Gefahr der Herrschaft, sondern als ihr höchstes Gesetz. In der Praxis blieb diese Wahrheit natürlich eingebunden in Hof, Staat und Zensur. Aber der Anspruch war gesetzt.

Die Akademie war zunächst in eine historische und eine naturwissenschaftliche Klasse gegliedert. Ihre historische Klasse hatte eine klare politische Funktion: Sie sollte die Geschichte der Pfalz erforschen, Urkunden sammeln, Rechts- und Herrschaftstitel ordnen, dynastische Erinnerung wissenschaftlich befestigen. Historische Forschung war im 18. Jahrhundert keineswegs bloß antiquarische Liebhaberei. Sie diente der Legitimation, der Verwaltung und der Selbstverständigung des Staates. Persönlichkeiten wie Andreas Lamey, der Sekretär der Akademie und später Hofbibliothekar, stehen für diese Verbindung von Archiv, Bibliothek, Geschichtsschreibung und Politik.

Die naturwissenschaftliche Klasse wiederum zeigt die andere Seite der Aufklärung: die Hinwendung zu Beobachtung, Messung, Experiment und praktischem Nutzen. Mannheim verfügte über ein Physikalisches Kabinett, ein Naturalienkabinett, Münz- und Medaillensammlungen, Gemälde, Kupfersti-

che, Antiken, Instrumente und wissenschaftliche Apparate. Diese Sammlungen waren keine bloßen Kuriositäten. Sie dienten dem Vergleich, der Klassifikation, der Demonstration. Wer Mineralien, Pflanzen, Tiere, Münzen, Maschinen oder antike Objekte sammelte, ordnete die Welt. Und wer die Welt ordnete, machte sie regierbar.

Ein besonders anschauliches Beispiel ist Johann Jakob Hemmer. Er leitete das Physikalische Kabinett und beschäftigte sich intensiv mit Elektrizität, Wetterbeobachtung und Blitzschutz. Seine Experimente standen im Horizont Benjamin Franklins, aber in Mannheim wurden sie in eine staatliche Praxis übersetzt. Blitzableiter waren nicht nur wissenschaftliche Geräte, sondern Schutztechnologien für Schlösser, Pulvertürme und öffentliche Gebäude. Hier zeigt sich Aufklärung im konkretesten Sinn: Naturerkenntnis wird zur Sicherheitsinfrastruktur.

Noch deutlicher wird dies in der Meteorologie. 1780 erhielt die Akademie eine meteorologische Abteilung. Von Mannheim aus wurde ein internationales Netz von Wetterstationen organisiert. Beobachter an zahlreichen Orten erhoben Messwerte zu festgelegten Zeiten: um 7, 14 und 21 Uhr. Diese „Mannheimer Stunden“ machten Wetterbeobachtungen vergleichbar. Das klingt unspektakulär, ist aber wissenschaftsgeschichtlich höchst bedeutsam. Erst standardisierte Beobachtungszeiten erzeugen Daten, die über den lokalen Eindruck hinausgehen. Mannheim wurde damit zu einem Knotenpunkt frühmoderner Datenerhebung. Der Hof finanzierte nicht einfach Gelehrte; er ermöglichte Standards.

Neben der Meteorologie trat die Astronomie. Der Jesuit und Hofastronom Christian Mayer initiierte die Mannheimer Sternwarte, die in den 1770er Jahren entstand und mit kostbaren Instrumenten aus London und Paris ausgestattet wurde. Auch hier verbanden sich Forschung, Prestige und Staatlichkeit. Astronomie war nicht nur Himmelskunde. Sie diente der Zeitbestimmung, Kartographie, Geodäsie und Landesvermessung. Die Sternwarte war ein Ort, an dem sich das scheinbar Fernste, die Gestirne, mit dem Nächsten verband: Grenzen, Karten, Straßen, Verwaltung.

So entsteht im Mannheimer Schloss und seinem Umfeld ein Wissenssystem, das man nicht auf moderne Universitätsstrukturen reduzieren darf. Es war kein Campus im heutigen Sinn. Es war ein höfisches Wissensensemble. Bibliothek, Akademie, Kabinette, Sammlungen, Sternwarte und Theater gehörten institutionell nicht einfach zusammen, aber sie wurden durch denselben Hof, dieselben Personen, dieselben Räume und dieselbe Ökonomie verbunden. Der Fürst sammelte Bücher, weil Bücher Ruhm versprachen; er förderte Wissenschaft, weil Wissenschaft Nutzen versprach; er inszenierte Sammlungen, weil Sammlung Ordnung bedeutete; er unterhielt Musik und Theater, weil Kultur Rang erzeugte.

Darin liegt der Übergang zur Stadt.

Werner Sombart hat gewisse Städte – und zwar insbesondere regelmäßig Residenzstädte – als so genannte „Konsumentenstädte“ beschrieben: Städte, deren Wachstum und wirtschaftliche Lebendigkeit weniger aus eigener Produktion als aus der Nachfrage großer Konsumenten entstehen. Hier wird mehr Geld ausgegeben als in der Stadt selbst generiert. In einer solchen Stadt sind Fürst, Hof, Verwaltung, Militär, Geistlichkeit und Adel mit ihrem Geld die eigentlichen Städtebildner. Sie verfügen über Einkommen, Renten, Steuern und Abgaben, die aus dem Land in die Residenz fließen. Dort werden sie verausgabt: für Kleidung, Möbel, Lebensmittel, Pferde, Musik, Bücher, Bilder, Gebäude, Feste, Dienste, Unterricht und Luxus.

Mannheim passt hervorragend zu diesem Modell. Der Hof war der große Konsument. Er benötigte Schneider, Perückenmacher, Wagenbauer, Köche, Gärtner, Silberarbeiter, Buchbinder, Drucker, Musiker, Schauspieler, Instrumentenmacher, Architekten, Stuckateure, Maler, Lehrer, Übersetzer, Sekretäre, Bibliothekare und Naturforscher. Der Konsum des Hofes war nicht passiv. Er schuf Märkte. Er zog Menschen an. Er verlangte Spezialisierung. Er machte aus einer Residenz eine Stadt der Dienste, der Künste und des Wissens.

Doch Mannheim zeigt zugleich, dass Sombarts Modell erweitert werden muss. Denn der höfische Konsum erschöpfte sich nicht im Verbrauch. Er produzierte dauerhafte kulturelle und wissenschaftliche Strukturen. Wenn Carl Theodor Bücher kaufte, entstanden Bibliotheksbestände, Kataloge, Lesemöglichkeiten und gelehrte Netzwerke. Wenn er Instrumente beschaffte, entstanden Experimente, Messreihen und technische Kompetenzen. Wenn er Musiker anstellte, entstand nicht nur Unterhaltung, sondern ein europäisch beachteter Orchesterstil. Wenn er ein Theater unterstützte, entstand nicht bloß höfisches Vergnügen, sondern eine öffentliche Bühne deutscher Sprache.

Die Mannheimer Hofkapelle ist dafür das berühmteste Beispiel. Die sogenannte Mannheimer Schule wurde im 18. Jahrhundert zu einem musikalischen Begriff. Johann Stamitz, Christian Cannabich, Ignaz Holzbauer und zahlreiche weitere Musiker entwickelten einen Orchesterklang, der in Europa Bewunderung fand. Die Mannheimer Rakete, das Crescendo, die Präzision der Dynamik, die neue Behandlung der Bläser – all das waren nicht bloß Stilmittel. Es waren Produkte einer hochprofessionellen musikalischen Arbeitswelt, die nur dort entstehen konnte, wo ein Hof dauerhaft zahlte, rekrutierte, übte, aufführte und konkurrierte.

Dasselbe gilt für das Theater. Das Mannheimer Nationaltheater wurde unter Carl Theodor als deutsche Bühne begründet und unter Wolfgang Heribert von Dalberg zu einem Ort von nationaler Bedeutung. Am 13. Januar 1782 wurde hier Schillers „Die Räuber“ uraufgeführt. Diese Aufführung war mehr als ein Theaterereignis. Sie zeigte, dass eine Residenzstadt zum Resonanzraum einer

neuen literarischen Öffentlichkeit werden konnte. Der Hof hatte die Bühne ermöglicht; das Publikum machte daraus ein Ereignis, das über den Hof hinauswies.

Hier liegt die eigentliche Pointe Mannheims um 1800. Die Stadt war eine Konsumentenstadt, aber ihr Konsum erzeugte Kulturkapital. Die Nachfrage des Hofes schuf nicht nur Abhängigkeit, sondern Kompetenz. Mannheim wurde ein Markt für Exzellenz. Wer hier bestehen wollte, musste gut sein: als Musiker, Schauspieler, Handwerker, Buchhändler, Instrumentenbauer, Gelehrter. Der Hof konsumierte Rang, aber die Stadt lernte, Rang herzustellen.

Diese Ordnung war allerdings verletzlich. Als Carl Theodor 1777 die bayerische Kurwürde erbte und 1778 mit dem Hof nach München übersiedelte, verlor Mannheim seinen wichtigsten Konsumenten. Für die Stadt war das ein Schock. Der Hof war nicht irgendein Arbeitgeber. Er war das Zentrum eines ganzen ökonomischen Ökosystems. Mit seinem Weggang verschwanden Aufträge, Einkommen, Karrierewege und soziale Nähe zur Macht.

Und doch brach nicht alles sofort zusammen. Gerade das ist interessant. Die Akademie arbeitete zunächst weiter. Die Bibliothek wuchs sogar noch. Das junge Nationaltheater blieb bestehen und blühte. Manche kurfürstliche Sammlung verblieb in Mannheim und ging später in städtische Museumsbestände ein. Aber die Grundlage war geschwächt. Die Revolutionskriege, die napoleonische Neuordnung und der Übergang der rechtsrheinischen Pfalz an Baden veränderten die Lage endgültig. 1803 wurde die Kurpfälzische Akademie geschlossen beziehungsweise in bayerische Strukturen überführt. Der größte Teil der Hofbibliothek gelangte nach München. Das Schloss verlor seine alte Funktion.

Die Ereignisse um die Bibliothek zeigen die Härte dieses Übergangs. Bücher sind bewegliche Güter, aber keine neutralen Gegenstände. An ihnen hängt symbolisches Kapital. Als der größte Teil der Mannheimer Hofbibliothek nach München verbracht wurde, ging nicht einfach Papier auf Reisen. Es wurde ein Stück geistiger Residenz verlagert. In Mannheim blieben Rest- und Sonderbestände, darunter besonders wichtige Überlieferungszusammenhänge wie die Bibliothek Desbillons, die heute zu den kostbaren historischen Beständen der Universitätsbibliothek Mannheim gehört. Aber die große Bibliotheca Palatina Mannheim, die Carl Theodor als Zeichen kurpfälzischer Gelehrsamkeit aufgebaut hatte, war als höfische Institution verloren.

Diese Verluste machen den späteren Weg umso bemerkenswerter. Mannheim wurde im 19. Jahrhundert nicht wieder Residenzstadt alten Typs. Es entwickelte sich zu einer Bürger-, Handels- und Industriestadt. Aus der höfischen Konsumentenstadt wurde Schritt für Schritt eine moderne Produktions-, Verkehrs- und Handelsstadt. Doch der Zusammenhang von Wirtschaft und Wissen blieb erhalten. Bereits 1778 war eine Handelsschule für Kaufmannssöhne

begründet worden. 1907 entstand auf Initiative des Mannheimer Bürgertums und der Handelskammer die städtische Handelshochschule. Sie bildete nicht mehr Hofbeamte und Akademiemitglieder aus, sondern Kaufleute, Handelslehrer und später Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler.

Hier zeigt sich eine lange, aber keineswegs geradlinige Traditionslinie: von der Akademie zur Universität, von der Hofbibliothek zur Universitätsbibliothek, von der Residenzökonomie zur Handels- und Wirtschaftswissenschaft. Man sollte diese Linie nicht als institutionelle Kontinuität missverstehen. Die Universität Mannheim ist keine einfache Rechtsnachfolgerin der Theodoro-Palatina. Aber sie steht in einer historischen Raum- und Sinntradition. Dass ihr Signet Schloss und Quadratestadt verbindet und dass ihr Wahlspruch auf die Akademie Carl Theodors zurückgeht, ist mehr als hübsche Symbolik. Es verweist darauf, dass Mannheim Wissen immer in enger Verbindung mit Stadt, Wirtschaft und Öffentlichkeit gedacht hat.

Die Rückkehr der Wissenschaft ins Schloss im 20. Jahrhundert besitzt daher eine eigentümliche historische Stimmigkeit. Nach den Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs wurde das Schloss wiederaufgebaut. 1955 zog die Staatliche Wirtschaftshochschule in den Ostflügel ein; 1967 wurde sie Universität. Damit kehrte eine wissenschaftliche Institution an jenen Ort zurück, an dem schon im 18. Jahrhundert Bücher gesammelt, Akademiesitzungen abgehalten, Experimente vorbereitet und gelehrte Netzwerke gepflegt worden waren.

Das heutige Schloss ist also kein bloßes Gehäuse für Seminarräume. Es ist ein palimpsestartiger Ort. Unter der Universität liegt die Residenz, unter der Residenz die Festung, unter der Festung die Idee der planbaren Stadt. Studierende, die heute durch die Korridore gehen, bewegen sich durch einen Raum, der schon einmal als Wissensarchitektur gedacht war. Die heutigen Bibliotheks- und Seminarräume setzen nicht einfach Carl Theodors Akademie fort. Aber sie aktualisieren eine ältere Frage: Wie organisiert eine Stadt Wissen? Wer finanziert es? Wer darf es nutzen? Und welche Formen von Öffentlichkeit entstehen daraus?

Mannheim beantwortete diese Fragen im 18. Jahrhundert auf höfische Weise. Der Fürst war Patron, der Hof war Konsument, das Schloss war Bühne, die Stadt war Resonanzraum. Um 1800 zerbrach diese Konstellation. Doch gerade im Zerbrechen wurde sichtbar, was sie hervorgebracht hatte: musikalische Professionalität, Theateröffentlichkeit, bibliothekarische Infrastruktur, wissenschaftliche Sammlungen, meteorologische Netzwerke, technische Experimente und ein städtisches Selbstverständnis, das Bildung und Wirtschaft miteinander verband.

Das Mannheimer Barockschloss ist deshalb ein besonders guter Ort, um über die europäische Aufklärung nachzudenken. Es zeigt, dass Wissenschaft nicht nur in Universitäten entstand. Sie entstand auch in Bibliotheken, Kabinetten,

Sternwarten, Theatern, Werkstätten, Druckereien und höfischen Verwaltungen. Sie entstand dort, wo Geld, Neugier, Repräsentation und Nutzen aufeinandertrafen. Mannheim war kein Elfenbeinturm. Es war eine Konsumentenstadt, in der der Konsum des Hofes eine erstaunliche Produktivität entfaltete.

Vielleicht liegt darin die eleganteste Pointe seiner Geschichte: Das Schloss, gebaut zur Darstellung fürstlicher Macht, wurde zu einem Ort der Wissensproduktion. Die Pracht, die zunächst Distanz schaffen sollte, erzeugte Nähe: zwischen Hof und Stadt, zwischen Kunst und Wissenschaft, zwischen Sammlung und Öffentlichkeit. Und als die Residenz verschwand, blieb nicht einfach Leere zurück, sondern eine kulturelle Form, die spätere Generationen neu füllen konnten.

So steht das Mannheimer Schloss heute nicht nur für Barock. Es steht für eine lange Geschichte der Umwandlung: Festung in Residenz, Residenz in Wissensort, Hofbibliothek in historische Überlieferung, Akademiegedanke in Universitätsmotto, Konsumentenstadt in Wissenschafts- und Wirtschaftsstadt. Gerade deshalb ist seine heutige Nutzung als Universität kein Zufall der Nachkriegsgeschichte, sondern eine Fortsetzung mit anderen Mitteln.

Mannheim hat im 18. Jahrhundert gelernt, dass Wissen Räume braucht, Geld braucht, Öffentlichkeit braucht und eine Stadt, die es aufnehmen kann. Das Schloss war der erste große Versuch, all dies zusammenzubringen. Seine Geschichte ist deshalb nicht nur die Geschichte eines Bauwerks. Sie ist die Geschichte einer Stadt, die aus höfischem Glanz wissenschaftliche Dauer gewann.

Professor Achim Wambach, Ph.D.

Wissenschaftliche Politikberatung im Spannungsfeld von Unabhängigkeit und Relevanz

Öffentlicher Vortrag am 27.09.2025

Wissenschaft im öffentlichen Raum

Die Rolle der Wissenschaft in der Politikberatung steht zunehmend im Fokus öffentlicher Aufmerksamkeit. Weltweit nehmen Eingriffe in die Autonomie wissenschaftlicher Institutionen zu: In den USA wurden Forschungsbudgets nach wissenschaftsfremden Kriterien gekürzt, in Ungarn eine Universität aus dem Land gedrängt. Solche Eingriffe betreffen nicht nur die Forschung selbst, sondern untergraben auch die Grundlage unabhängiger Politikberatung. Auch wenn die Lage in Deutschland damit nicht vergleichbar ist, stellt sich dennoch auch hier die Frage nach den Bedingungen vertrauenswürdiger wissenschaftlicher Politikberatung.

Diejenigen, die argumentieren, die Wissenschaft müsse bei sich aufräumen – Stichwort Replikationskrise –, um sich nicht angreifbar zu machen, greifen dabei ebenso zu kurz wie diejenigen, die Äußerungen der Wissenschaft zur Politik für automatisch befangen erklären. Beide Positionen weichen der eigentlichen Frage aus: Wie sollte sich Wissenschaft in die Öffentlichkeit einbringen?

Wissenschaft ist methodisch auf Objektivität und Überprüfbarkeit ausgerichtet. Doch sobald wissenschaftliche Erkenntnisse in den öffentlichen Diskurs eintreten, werden sie Teil gesellschaftlicher Auseinandersetzungen und politischer Entscheidungsprozesse. Dieser Transfer verleiht der Wissenschaft Relevanz, macht sie aber auch anfällig für Kritik, Instrumentalisierung und politischen Druck. Vor diesem Hintergrund ist es notwendig, die institutionellen, ethischen und wissenschaftstheoretischen Grundlagen der wissenschaftlichen Politikberatung kritisch zu reflektieren.[1]

1. Unabhängigkeit und Wirkung: Ein grundsätzliches Dilemma

Wissenschaft und Politik folgen unterschiedlichen Logiken. Die Wissenschaft strebt nach evidenzbasierten, überprüfbaren Erkenntnissen; die Politik orientiert sich an Mehrheiten, Kompromissen und Durchsetzbarkeit. Wissenschaft mag unpolitisch sein, der Transfer aus den Wissenschaften in die Öffentlichkeit ist es häufig nicht. Dieses Spannungsverhältnis lässt sich entlang zweier Dimensionen beschreiben: Unabhängigkeit und Wirkung.

[1] Dieser Beitrag konzentriert sich dabei auf den Transfer wirtschaftswissenschaftlicher Forschung in die Politik.

Die wissenschaftliche Idealvorstellung ist Beratung, die zugleich evidenzbasiert und politisch resonanzfähig ist. Aus politischer Perspektive erscheint solche Beratung jedoch oft als „unbequem", weil ihre Ergebnisse nicht immer zur politischen Agenda passen. Die Politik bevorzugt im Tagesgeschäft dagegen Wissenschaft, die die eigene Position stützt und legitimiert. Aus wissenschaftlicher Sicht wird solche Wirkung allerdings häufig durch einen Verlust an Unabhängigkeit erkauft.

Ein anschauliches Beispiel für das Spannungsverhältnis zwischen wissenschaftlicher Analyse und politischer Positionierung liefert die Debatte um die deutschen Gasimporte aus Russland im Frühjahr 2022. Eine Gruppe von Ökonomen quantifizierte die wirtschaftlichen Auswirkungen eines möglichen Importstopps (Bachmann et al., 2022). Die Studie selbst war ein Beispiel für konstruktive Politikberatung im oben beschriebenen Sinne: Sie versuchte, einen Zielkonflikt empirisch zu vermessen, um der Politik als Entscheidungshilfe zu dienen. Dass einige der Autoren anschließend öffentlich den Gasausstieg forderten, zeigt allerdings, wie fließend der Übergang von der Analyse zur politischen Positionierung in der Praxis ist. Der Kanzler sprach von „unverantwortlichen" Wissenschaftlern.

Ein anderes Beispiel ist das „Papier" von vier Wirtschaftsprofessoren vom Frühjahr 2025, das sich für eine Änderung des Grundgesetzes für eine höhere Schuldenaufnahme für Infrastruktur und Verteidigung aussprach. Dazu kam es dann auch. Das Handelsblatt fragte: „Betrieben sie noch Wissenschaft oder schon Politik?"[2] Solche Fälle verdeutlichen das grundlegende Dilemma: Je näher die Beratung am politischen Entscheidungsprozess steht, desto größer die Wirkung und auch das Risiko der Vereinnahmung im politischen Diskurs.

2. Unabhängigkeit: Anspruch und Wirklichkeit

Ein zentrales Kriterium für die Glaubwürdigkeit wissenschaftlicher Beratung ist ihre Unabhängigkeit. Unabhängigkeit steht dafür, dass Dritte nicht in den Wissensgenerierungsprozess eingreifen. Allerdings: Wäre Wissenschaft völlig unabhängig, wären Eingriffe nicht zu befürchten – die könnte es per Definition dann nicht geben. Das Ziel muss also größtmögliche Unabhängigkeit sein. Nur wovon?

Die Interpretation dessen, was „Unabhängigkeit" bedeutet, variiert erheblich je nach nationaler und institutioneller Tradition. In den USA gelten Forschungsinstitute und Think Tanks oft als unabhängig, gerade weil sie nicht

[2] Vgl. Olk, J. (2025, März 19). Die Schulden-Ökonomen? Wo die Grenzen der Politikberatung liegen. *Handelsblatt*. https://www.handelsblatt.com/politik/konjunktur/finanzpaket-die-schulden-oekonomen-wo-die-grenzen-der-politikberatung-liegen/100112482.html.

aus staatlichen Mitteln finanziert werden. In Deutschland hingegen wird Unabhängigkeit mit öffentlicher Finanzierung und dem Fehlen von Einflussnahme durch Wirtschaftsakteure assoziiert. Beide Modelle bergen Risiken: Private Finanzierung kann interessengeleitete Forschung begünstigen, öffentliche Finanzierung kann politische Abhängigkeiten schaffen. Unabhängigkeit ist kein Zustand, sondern ein Prozess. Transparenz, Compliance-Regeln, die unbotmäßigen Einfluss reduzieren, sowie wissenschaftliche Integrität sind gute Voraussetzungen, um im täglichen Arbeiten die Unabhängigkeit immer wieder neu behaupten zu können. Auch die Medienlandschaft kann ihren Beitrag zur Stärkung der Unabhängigkeit leisten: Finanzielle und organisatorische Abhängigkeiten sollten angesprochen werden, und Aussagen von Institutionen, bei denen nicht klar ist, wer finanziert, und wer auf welche Weise Einfluss ausübt, sollten mit einem Disclaimer übernommen werden.

Ein strukturelles Problem hinsichtlich der Unabhängigkeit liegt in der Besetzung von Beratungsgremien. In vielen Systemen obliegt diese Entscheidung politischen Akteuren, was die Frage aufwirft, ob kritische Stimmen langfristig geduldet werden. Der Sachverständigenrat zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung in Deutschland illustriert dieses Spannungsverhältnis: § 3 Abs. 1 des Sachverständigenrats-Gesetzes betont, dass der Rat „in seiner Tätigkeit unabhängig“ ist. Allerdings erfolgt die Ernennung seiner Mitglieder durch die Bundesregierung. Wenn dann Ernennungsentscheidungen etwa als Sanktion für kritische Äußerungen gesehen werden, hat dies Auswirkungen auf die wahrgenommene Unabhängigkeit. Schon Konrad Adenauer soll Ludwig Erhard bei der Einrichtung einer wirtschaftlichen Beratungsinstitution gefragt haben: „Erhard, woll’n Se sich ’ne Laus in den Pelz setzen?“

Im Vergleich dazu bieten die wissenschaftlichen Beiräte beim Bundeswirtschafts- und Bundesfinanzministerium eine stärkere institutionelle Absicherung: Ihre Mitglieder werden durch das Gremium selbst gewählt und bleiben auf Lebenszeit im Amt. Dies bietet einen wirksameren Schutz vor politischer Einflussnahme, kann aber dazu führen, dass politische Ausrichtungen perpetuiert werden. Dem Ethos der Beiräte kommt daher die wichtige Rolle zu, die Neutralität des Organs zu schützen. In den USA geht der Council of Economic Advisers den umgekehrten Weg: Er ist weisungsgebunden und postuliert für sich gar keine politische Unabhängigkeit, wohl aber wissenschaftliche Integrität. Dies gilt zumindest insoweit, als seine Mitglieder Spitzenwissenschaftler sind, die eine Reputation zu verlieren haben. Unter Trump hat sich allerdings auch das geändert.

Beide Modelle – institutionelle Unabhängigkeit vs. weisungsgebundene Expertise – haben Vor- und Nachteile. Entscheidend ist, dass die Erwartungen an die Rolle der Beratung klar kommuniziert werden. Eine institutionelle

Unabhängigkeit, die in der Praxis durch politische Ernennungspraktiken untergraben wird, schadet der Legitimität des Gremiums möglicherweise mehr als ein transparentes, weisungsgebundenes Modell. Nicht zu Ende gedacht scheint der neue Weg, den das Bundesfinanzministerium und das Bundeswirtschaftsministerium gewählt haben: einzelne Wissenschaftler, die für sich weiterhin die Unabhängigkeit der wissenschaftlichen Analyse beanspruchen, zu persönlichen Beratern zu ernennen. Die Befangenheit liegt auf der Hand. Da ist der amerikanische Weg der Weisungsgebundenheit konsequenter.

3. Wissenschaftliche Integrität als Fundament

Wissenschaftliche Integrität – verstanden als Verpflichtung auf methodische Strenge, Transparenz, Reproduzierbarkeit und die Trennung zwischen wissenschaftlicher Aussage und politischer Positionierung – bildet das Fundament vertrauenswürdiger wissenschaftlicher Politikberatung. Die Replikationskrise in mehreren Disziplinen hat gezeigt, dass wissenschaftliche Erkenntnisse nicht automatisch stabil oder allgemeingültig sind. Diese Einsicht erfordert eine kritische Selbstreflexion innerhalb der Wissenschaft, um die Qualität der Grundlage für politische Empfehlungen zu sichern. Gleichzeitig ist es wichtig, zwischen methodischen Unsicherheiten und systematischer Desinformation zu unterscheiden. Desinformation wird allerdings oft instrumentalisiert, um wissenschaftlichen Konsens zu delegitimieren.

Ein besonderes Risiko kann entstehen, wenn einzelne Wissenschaftler als öffentliche Akteure auftreten. Die Assoziation mit renommierten Institutionen oder Auszeichnungen wie dem Nobelpreis kann zu einer Überhöhung der Aussagekraft führen, insbesondere bei Themen außerhalb des eigentlichen Forschungsfeldes. Friedrich August von Hayek äußerte bereits bei der Einführung des Wirtschaftsnobelpreises diesbezüglich Bedenken. Die öffentliche Wahrnehmung missverstehe politische Äußerungen von Preisträgern häufig als wissenschaftlich abgesichert. Illustrativ ist auch die Antwort des damals frisch gekürten Nobelpreisträgers Alvin Roth auf die Frage eines Journalisten zur Eurokrise: Er habe den Nobelpreis noch nicht lange genug, um solche Fragen beantworten zu können.

Integrität ist nicht nur eine Frage individueller Haltung, sondern auch institutioneller Absicherung. Das Renommee der beschäftigenden Institutionen spielt dabei eine wichtige Rolle: Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler an Top-Universitäten sind zwar nicht völlig davor gefeit, durch verzerrte politische Aussagen ihre wissenschaftliche Integrität zu gefährden, doch ein solcher Reputationsverlust würde deutlich schwerer wiegen. Governance-Strukturen können zusätzliche Absicherung bieten: In Deutschland werden beispielsweise die Forschungsinstitute der Leibniz-Gemeinschaft regelmäßig evaluiert. Diese Verfahren stellen sicher, dass wissenschaftliche Qualität

kontinuierlich überprüft wird – bis hin zur Schließung von Instituten bei nachweislichem Qualitätsverlust. Manche Institute außerhalb der Leibniz-Gemeinschaft machen solche Evaluierungen freiwillig, um ihre wissenschaftliche Reputation zu stärken.

4. Die Rolle der Medien

Wissenschaftskommunikation ist die Brücke zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit: Sie schafft einen zielgruppenorientierten Zugang zu wissenschaftlichen Themen, macht Positionen sichtbar und bietet Orientierung. Politikberatung geht darüber hinaus, indem sie wissenschaftliche Erkenntnisse in den politischen Kontext übersetzt und Handlungsoptionen aufzeigt.

Die Medien spielen jedoch im Transferprozess eine zentrale Rolle. Ihre Berichterstattung prägt maßgeblich, wie wissenschaftliche Ergebnisse wahrgenommen, interpretiert und bewertet werden. Allerdings bergen bestimmte journalistische Praktiken Risiken für die sachgerechte Darstellung von Wissen. Ein problematisches Phänomen ist die sogenannte „false balance" – die Tendenz, wissenschaftlich marginalisierte Ansichten als gleichwertig zu einem breiten Konsens darzustellen. Dies geschieht oft im Namen einer „ausgewogenen" Berichterstattung. In gesellschaftlich polarisierten Themenfeldern wie Klimawandel oder Impfungen führt diese Praxis jedoch zu einer Verzerrung der Evidenzlage. Die Öffentlichkeit erhält den Eindruck, es gebe einen wissenschaftlichen Streit, wo faktisch ein hohes Maß an Übereinstimmung herrscht. Hinzu kommt eine Negativitätsverzerrung. Weil kritische oder pessimistische Befunde größere mediale Aufmerksamkeit erzielen, besteht die Tendenz, differenzierte wissenschaftliche Einschätzungen einseitiger wiederzugeben. Wenn etwa ein Beratungsgremium ein politisches Maßnahmenpaket als „Licht und Schatten" bewertet, greift die Berichterstattung häufig nur den „Schatten" heraus. Für die Wissenschaft entsteht daraus ein Dilemma, denn die Verzerrung liegt nicht in der Analyse selbst. Allerdings prägt sie deren öffentliche Wirkung und damit letztlich auch die Wahrnehmung der Beratung.

Um diesen Problemen entgegenzuwirken, ist eine gute wissenschaftsjournalistische Kompetenz erforderlich. Es hilft, wenn Journalisten die wissenschaftliche Reputation von Akteuren, die methodische Qualität von Studien und mögliche Interessenkonflikte einzuordnen wissen. Eine differenzierte Kommunikation, die zwischen gesichertem Wissen, wissenschaftlich legitimierten Dissenslagen und Außenseiterpositionen unterscheidet, ist entscheidend für die Aufklärungsfunktion der Medien.

Genau hier kommt institutionalisierten Beratungsgremien mit klaren Abstimmungsverfahren eine besondere Bedeutung zu. Im Gegensatz zu einzelnen

Wissenschaftlern oder Think Tanks ohne kollegiale Kontrolle verfügen Gremien wie die wissenschaftlichen Beiräte beim Bundeswirtschafts- und Bundesfinanzministerium oder der Sachverständigenrat über entsprechende Kontrollprozesse. Gutachten entstehen im Konsens oder per Mehrheitsentscheid, wobei Minderheitsvoten dokumentiert werden. So wird für die Öffentlichkeit erkennbar, wo breiter wissenschaftlicher Konsens und wo berechtigter Dissens herrscht.

5. Empirische Befunde zur Wahrnehmung und Nutzung wissenschaftlicher Politikberatung

Die Glaubwürdigkeit wissenschaftlicher Politikberatung hängt nicht nur von internen Qualitätsstandards ab, sondern auch von ihrer Wahrnehmung durch die Öffentlichkeit und politische Akteure. Laut dem Wissenschaftsbarometer 2024 genießt die Wissenschaft in Deutschland ein moderat hohes Vertrauen von 55 Prozent (Wissenschaft im Dialog, 2024). Die Hauptgründe dafür sind die Expertise der Wissenschaftler (67 %), die Arbeit nach klaren Regeln und Standards (55 %) sowie die Annahme, dass Forschung im öffentlichen Interesse erfolgt (43 %). Gleichzeitig äußern viele Bürger Misstrauen: So befürchten 62 Prozent, dass Wissenschaftler stark von ihren Geldgebern abhängig seien, 34 Prozent glauben, dass Ergebnisse an eigene Erwartungen angepasst würden, und 21 Prozent halten wissenschaftliche Fehler für häufig.

Dieses grundsätzlich vorhandene, aber fragile Vertrauen trifft auf eine politische Praxis, in der wissenschaftliche Befunde keineswegs neutral rezipiert werden. Eine Analyse von Furnas et al. (2025) zeigt, dass der Bezug auf wissenschaftliche Erkenntnisse in US-Politikdokumenten zwar insgesamt zugenommen hat, die Nutzung jedoch stark parteiabhängig ist. Ausschüsse unter demokratischer Kontrolle zitieren wissenschaftliche Quellen fast doppelt so häufig wie republikanisch geführte. Bemerkenswert ist zudem, dass nur fünf bis sechs Prozent der wissenschaftlichen Publikationen von beiden Parteien gleichermaßen genutzt werden. Selbst bei inhaltlich ähnlichen Themen wie Mindestlohn oder Elternzeit greifen Demokraten und Republikaner auf weitgehend unterschiedliche Literatur zurück. Dass diese ideologische Filterung nicht nur die Auswahl der zitierten Literatur betrifft, sondern auch die tatsächliche Umsetzung von Politikempfehlungen, zeigt ein Feldexperiment von García-Hombrados et al. (i. E.) mit spanischen Kommunalpolitikern: Dieselbe evidenzbasierte, ideologisch neutrale Politikempfehlung führte zu einer über 65-prozentigen Erhöhung der Umsetzungsrate, wenn sie von einem ideologisch nahestehenden Think Tank oder einer entsprechenden Zeitung kommuniziert wurde. Eine Kommunikation aus dem gegnerischen Lager blieb hingegen praktisch wirkungslos. Der Absender prägt also die Wirkung der Botschaft mindestens ebenso stark wie deren Inhalt.

Wenn aber der Absender über die Wirkung wissenschaftlicher Befunde mitentscheidet, rückt auch das Kommunikationsverhalten der Wissenschaftler selbst in den Blick. Eine experimentelle Studie von Alabrese et al. (2025) mit über 98.000 US-Wissenschaftlern auf Twitter zeigt, dass politische Äußerungen im Internet die wahrgenommene Glaubwürdigkeit beeinträchtigen – und zwar auf beiden Seiten des politischen Spektrums. Am höchsten bewertet werden Wissenschaftler, deren Online-Auftritte keine parteipolitische Positionierung erkennen lassen. Sobald politische Signale sichtbar werden, setzt eine Politisierung der Wahrnehmung ein: Demokraten bewerten Wissenschaftler mit linkem Signal als glaubwürdiger, Republikaner hingegen verlieren starkes Vertrauen bei linken Signalen.

Fazit: Unabhängigkeit bewahren, Relevanz gestalten

Ein Gutes hat die Diskussion um Wissenschaftsfreiheit vielleicht: Sie schärft das Verständnis dafür, wie unverzichtbar unabhängige Wissenschaft und ein funktionierender Wissenstransfer in die Öffentlichkeit sind. Die vorangegangene Analyse hat gezeigt, dass in der Praxis Relevanz und Unabhängigkeit aktiv behauptet werden müssen. In der Forschung entsteht Relevanz durch wissenschaftliche Exzellenz. Top-Publikationen, robuste Evidenz und hohe Zitierungen bilden die Grundlage dafür, dass wissenschaftliche Erkenntnisse sich im Wissenschaftsdiskurs durchsetzen. Relevanz in diesem Sinne setzt auch eine eigenständige Forschungsagenda voraus, die nicht allein an kurzfristigen politischen Bedarfen ausgerichtet ist, wohl aber an gesellschaftlich bedeutsamen Fragen. Guter Transfer sollte sich daher nicht nur an seiner unmittelbaren Wirkung bemessen lassen, sondern auch die Voraussetzungen dieser Wirkung – gute wissenschaftliche Forschung – mit in den Blick nehmen.

Die Wissenschaft kann Evidenz bereitstellen, Szenarien entwerfen, Risiken bewerten, aber keine politischen Entscheidungen ersetzen und auch keine Expertise für Werturteile beanspruchen. Das gilt auch für die Wissenschaftler selbst: Wer als Forscher wissenschaftliche Glaubwürdigkeit genießt, trägt eine besondere Verantwortung, diese nicht für aktivistische Zwecke einzusetzen oder zumindest damit transparent umzugehen, dass diese Position die Grenzen der Wissenschaft überschreitet. Aktivismus schadet nicht nur der eigenen Glaubwürdigkeit, sondern auch der Wissenschaft insgesamt.

Die Zukunft vertrauenswürdiger wissenschaftlicher Politikberatung liegt im Zusammenspiel von Unabhängigkeit und Relevanz, von wissenschaftlicher Strenge und gesellschaftlicher Verantwortung. Dieses Zusammenspiel wird durch einen dauerhaften Prozess der Selbstreflexion, institutionellen Absicherung und verantwortungsvollen Kommunikation erreicht. Ludwig Erhard

hat sich gegenüber Adenauer durchgesetzt, als er das Gremium des Sachverständigenrats schuf. Die „Laus im Pelz“ tut Deutschland gut – Unabhängigkeit und Relevanz müssen aber immer wieder neu erarbeitet werden.

Literatur

Alabrese, E., Capozza, F., & Garg, P. (2025). Politicized scientists: Credibility cost of political expression on Twitter (Discussion Paper No. SP II 2025-601). WZB Berlin Social Science Center. https://bibliothek.wzb.eu/pdf/2025/ii25-601.pdf

Bachmann, R., Baqaee, D., Bayer, C., Kuhn, M., Löschel, A., Moll, B., Peichl, A., Pittel, K., & Schularick, M. (2022). What If? The Economic Effects for Germany of a Stop of Energy Imports from Russia, ECONtribute Policy Brief Nr. 02. https://econtribute.de/RePEc/ajk/ajkpbs/ECONtribute_PB_028_2022.pdf

Furnas, A. C., LaPira, T. M., & Wang, D. (2025). Partisan disparities in the use of science in policy. Science, 388(6745), 362-367. https://doi.org/10.1126/science.adt9895

García-Hombrados, J., Jansen, M., Martínez, A., Özcan, B., Rey-Biel, P., & Roldán-Monés, A. (i. E.). Ideological alignment and evidence-based policy adoption. American Economic Review. https://doi.org/10.1257/aer.20240673

Wissenschaft im Dialog (2024). Wissenschaftsbarometer 2024. https://wissenschaft-im-dialog.de/documents/332/2024_Wissenschaftsbarometer_Broschuere_web.pdf

Begrüßung und Predigt des Weihbischofs des Erzbistums Freiburg Dr. Dr. Christian Würtz anlässlich der Eucharistiefeier am 28. September 2025 in der Jesuitenkirche St. Ignatius und Franz Xaver in Mannheim

Liebe Schwestern und Brüder im Glauben,

herzlich begrüße ich Sie alle zu unserem Sonntagsgottesdienst. Mein besonderer Gruß gilt, auch im Namen unseres Erzbischofs Stephan Burger, den Teilnehmenden der 127. Generalversammlung der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft. Als Rahmenthema haben Sie sich für Ihre diesjährige Versammlung „Kanon und Diskurs" gewählt. Unter ganz unterschiedlichen Blickwinkeln und Fragestellungen haben Sie sich in den vergangenen Tagen in Vorträgen und Veranstaltungen damit beschäftigt.

Auch und gerade in der Theologie ist das immer wieder ein Thema, das herausfordert. Was gehört zum Kanon, was ist Maßstab, Richtschnur, unveränderliches Dogma? Und wie gelingt es uns darüber innerhalb der Theologie zu einem fruchtbaren Dialog zu kommen, der uns das, was im Kanon festgelegt ist, besser verstehen lässt, der uns tiefer in ihn hineinführt. Und wie gelingt es uns, auch in die Gesellschaft, außerhalb des kirchlichen Binnenraums in einen Diskurs zu kommen über die Fragen der Religion und unseres Glaubens?

Dass die Frage nach dem Zueinander von Kanon und Diskurs keine rein akademische Frage ist, sondern eine höchste praktische Relevanz hat, konnte ich beim Studientag am vergangenen Dienstag bei der Herbstvollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz erleben. Wir deutschen Bischöfe beschäftigten uns angesichts der 6. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung mit der Frage, was die Sendung der Kirche in einer immer säkulareren Welt bedeutet.

Es ist bezeichnend und entspricht ganz Ihrem Motto „Kanon und Diskurs", dass wir dazu u.a. einerseits einen Fundamentaltheologen und andererseits einen Pastoraltheologen eingeladen haben. Auch wenn dies nun im Hinblick auf diese beiden Disziplinen sehr vereinfachend ist, so ist es doch auch zutreffend: Es braucht beides, die Fundamentaltheologie, also wenn man so will den Kanon, der dem Tun und Planen eine Tiefe gibt, und die Pastoraltheologie, also den Diskurs, der die Weite hinzufügt.

Weder der Diskurs, noch der Kanon können den ganzen Raum der Wirklichkeit füllen. Es braucht beides, die Tiefe und die Weite, die sich gegenseitig ergänzen und befruchten, um so zur Fülle, zur Gänze zu kommen.

Was uns Bischöfe bei allem Ringen um den richtigen Weg für die Kirche in Deutschland, was uns bei allen Meinungsverschiedenheiten, bei allem Diskurs eint, ist der Glaube an einen personalen Gott, der mit uns Menschen in Beziehung getreten ist. Unüberbietbar ist das geschehen in der Menschwerdung seines Sohnes Jesus Christus, der uns am Kreuz erlöst hat. Das ist der Kanon, der ja auch vor genau 1700 Jahren im Glaubensbekenntnis von Nizäa formuliert und dogmatisiert worden ist.

Daher ist es gut, dass wir als Glaubende, manchmal freilich auch als Suchende oder Zweifelnde, uns heute Vormittag zum Gottesdienst versammelt haben, um auf das Wort Jesu Christi zu hören und mit ihm Mahl zu halten. Rufen wir ihn zu Beginn im Kyrie in unserer Mitte an.

Predigt

Liebe Schwestern und Brüder im Glauben!

„Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben!“ Dieses Zitat wird Michael Gorbatschow in den Mund gelegt. Er soll es im Hinblick auf die DDR-Führung gesagt haben, als die DDR in ihren letzten Zügen lag. Es könnte freilich auch über dem heutigen Evangelium (Lk 16, 19-31) stehen. In diesem Fall geht es aber nicht um die Fortexistenz eines Staates, sondern um das ewige Leben, das man, so sagt es uns die Geschichte, auch verpassen kann.

Letztlich kann der Gegensatz nicht größer sein, der zwischen dem reichen Prasser und dem armen Lazarus bestand. Diese beiden sind die Hauptpersonen der Geschichte, die Jesus seinen Zuhörerinnen und Zuhörern damals und uns heute soeben über das Evangelium erzählt hat. Jesus Christus war ja ein ausgezeichneter Geschichtenerfinder und -erzähler. Ein Beleg für diese Behauptung finden wir in dieser Lehrerzählung. Es ist eine kunstvoll komponierte Geschichte, in der auch das Motto der Generalversammlung der Görres-Gesellschaft „Kanon und Diskurs“ seinen Platz hat. Es war zwar nicht die eigentliche Intention Jesu, etwas über das Verhältnis von Kanon und Diskurs zu sagen, aber mittelbar können wir doch auch darüber etwas lernen.

Zunächst stellt uns Jesus die beiden Protagonisten seiner Erzählung vor. Da ist der Reiche, der namenlos bleibt. Die Schilderung des Reichen gleitet in die völlige Übertreibung ab. Denn kaum ein Mensch, wenn er nicht König war, konnte sich erlauben, sich in Purpur und feinstes Leinen zu kleiden. Reicher als dieser Reiche konnte man eigentlich nicht sein.

Im gänzlichen Widerspruch dazu steht der Arme, von dem wir nun den Namen erfahren: Lazarus. Dieser Name ist zugleich Programm, denn er bedeutet: Gott rettet. Dieser Arme ist im Gegensatz zum Reichen völlig ohne Kleider, nackt. Er liegt vor der Türe des Reichen, so dass dieser eigentlich über ihn stolpern müsste, wenn er das Haus verlässt oder zurückkommt. Während

der Reiche im Hause wohnt, lebt der Arme auf der Straße. Während der Reiche mehr als genug zum Essen hat, hungert der Arme. Während es sich der Reiche gut gehen lässt, ist der Arme so schwach und krank, dass die Hunde an seinen Geschwüren lecken.

Obwohl sie nur wenige Meter voneinander getrennt leben, könnte der Abstand nicht größer sein. Es findet zwischen diesen beiden kein Gespräch, kein Austausch, kein Diskurs statt. Der Reiche scheint den Armen nicht einmal wahrgenommen zu haben, während der Arme sehr wohl den Reichtum des Reichen gesehen hat und lediglich etwas vom Überfluss, vom Abfall des Tisches abhaben wollte.

Dann kommt es im gleichzeitigen Tod des Lazarus wie des Reichen zu einer völligen Umkehr der Verhältnisse. Auf einmal ist der arme Lazarus derjenige, der sich im Schoß Abrahams wiederfindet, während sich der Reiche Höllenqualen gegenübersieht. Nun ist der Reiche der Leidende, während Lazarus der Selige ist. Litt bisher Lazarus, so leidet nun der Reiche Höllenqualen.

Nun sind beide wieder so weit entfernt, dass es zu keinem Gespräch zwischen ihnen kommt. Aber immerhin gelingt es dem Reichen, Kontakt mit Abraham aufzunehmen. Zwei Bitten, die aber beide abgelehnt werden, trägt er vor.

Zunächst wünscht sich der Reiche, dass Lazarus komme, um seine Höllenqualen zu lindern. Aber die Kluft zwischen beiden ist zu groß, so dass sie nicht überwunden werden kann. Was zu Lebzeiten gegangen wäre – Abstände zu überwinden –, ist jetzt unwiderruflich unmöglich. Ein Kontakt ist nicht nur jetzt nicht möglich, sondern für alle Zeiten unmöglich gemacht. Der Reiche merkt: Ich komme zu spät!

Dann wünscht sich der Reiche, dass Abraham doch wenigstens Lazarus zu seinen Brüdern sende, damit er diese warne und sie zu einer Änderung ihres Lebens, zur Umkehr bewege. Diese Bitte des Reichen, in der sich ja die Sorge für die Brüder ausdrückt, finde ich durchaus sympathisch. Aber auch sie wird abgelehnt. Abraham begründet es damit, dass die Brüder „Moses und die Propheten“ haben, auf die sie hören sollen.

Mit dem Hinweis auf „Moses und die Propheten“ verweist Abraham auf die Schrift, die Bibel, die jeder kennen und deren Gebote und Verbote jeder halten kann. Wenn man so will, verweist er hier auf den Kanon, auf den entscheidenden gesetzlichen und moralischen Maßstab. Das Hören, auf das Abraham verweist, verbindet sich mit Gehorsam, mit einem Leben, dass offen ist für die Anrede Gottes und sein Gebot.

Im weiteren Gespräch betont Abraham nochmals die Autorität der Schrift, die so hoch ist, dass sie sogar die Rückkehr eines Toten übertrifft: „Wenn sie auf Mose und die Propheten nicht hören, werden sie sich auch nicht überzeugen lassen, wenn einer von den Toten aufersteht.“

Die Facetten dieser Geschichte Jesu sind sehr reich. Daher sind die Deutungen, die diese Geschichte erfahren hat, sehr vielfältig. Ich denke nicht, dass die Hauptabsicht Jesu gegenüber seinen Zuhörerinnen und Zuhörern damals und auch gegenüber uns heute war und ist, den reichen Mann zu verdammen – er ist verdammt „genug". Jesus geht es vielmehr um ein Leben, das reich ist für Gott und die Menschen.

Es geht auch nicht darum, Armut zu veredeln, sondern Türen zu öffnen und in Kontakt miteinander zu kommen. Schon gar nicht geht es darum, den großen Ausgleich im Jenseits zu erwarten und die Armen auf das Jenseits zu vertrösten. Vielmehr geht es Jesus darum, jetzt und hier verantwortet zu leben. Auf sehr eindrückliche Weise kritisiert die Geschichte den Reichtum, der mit sich genug hat; sie tröstet aber auch die, die nichts haben und stellt „Mose und die Propheten" als Autoritäten vor, denen nichts vorzuziehen ist. Letztlich geht es darum, nicht zu spät zu kommen mit der Hinwendung zu Gott, weil sonst die Gefahr besteht, dass wir uns sagen lassen müssen: Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben.

Lassen Sie mich zum Abschluss auf das Evangelium nochmals einen Blick werfen unter dem Blickwinkel der Versammlung der Görres-Gesellschaft „Kanon und Diskurs".

Zunächst taucht auch hier ein Kanon, eine verbindliche Richtschnur auf: „Moses und die Propheten". Sie stehen hier und an vielen anderen Stellen für die gesamte Heilige Schrift, an der das Leben ausgerichtet werden soll.

So haben auch die Konzilsväter auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil in der Konstitution über die göttliche Offenbarung *Dei Verbum* festgestellt: „Das von Gott Geoffenbarte, das in der Heiligen Schrift enthalten ist und vorliegt, ist unter dem Anhauch des Heiligen Geistes aufgezeichnet worden; denn aufgrund apostolischen Glaubens gelten unserer heiligen Mutter, der Kirche, die Bücher des Alten wie des Neuen Testamentes in ihrer Ganzheit mit allen ihren Teilen als heilig und kanonisch, weil sie, unter der Einwirkung des Heiligen Geistes geschrieben, Gott zum Urheber haben und als solche der Kirche übergeben sind" (*Dei Verbum* 11).

Die Bibel, die Heilige Schrift, ist also das Fundament, auf dem jede Theologie und Religion und vor allem auch unser Glauben ruhen muss, wenn er christlicher Glaube in der Gemeinschaft der Kirche sein will.

Allerdings, und das wussten die Konzilsväter auch, braucht es die Interpretation, die Erläuterung der Bibel. Wenn in der Bibel alles wirklich klar und eindeutig wäre, dann hätte Jesus zur Erläuterung von „Moses und den Propheten" ja nicht die Geschichte vom reichen Mann und armen Lazarus erfinden müssen.

So schreiben die Konzilsväter: „Aufgabe der Exegeten ist es, nach bestimmten Regeln auf eine tiefere Erfassung und Auslegung des Sinnes der Heiligen

Schrift hinzuarbeiten, damit so gleichsam auf Grund wissenschaftlicher Vorarbeit das Urteil der Kirche reift“ (*Dei Verbum* 12).

Wenn die tiefere Erfassung und Auslegung allerdings wirklich gelingen will, dann braucht es den wissenschaftlichen Diskurs, die Reflexion durch andere Sichtweisen, die Bereitschaft, sich korrigieren zu lassen, den Blick auf das Ganze, den ein einzelner nie haben kann.

Schließlich sei noch ausgehend vom Evangelium darauf hingewiesen, dass es ein treffendes Beispiel dafür ist, dass Menschlichkeit und Beziehungen auf der Strecke bleiben, wenn kein Diskurs, wenn kein Gespräch stattfindet. Zwischen dem Armen und dem Reichen gab es keinen Kontakt. Das mündete in eine Katastrophe.

Ich wünsche daher allen Mitgliedern der Görres-Gesellschaft und allen Wissenschaftlern, ja letztlich jedem Menschen, dass es ihnen gelingt, die Balance zwischen Kanon und Diskurs zu halten, dass sie niemals das Fundament, auf dem ihre Wissenschaft steht, verlassen, dass sie aber auch den Diskurs pflegen, weil es sonst zur Erstarrung kommen wird. Beides gehört zusammen, der Kanon mit seiner Tiefe und der Diskurs mit seiner Weite.

Ich wünsche Ihnen, den Mitgliedern der Görres-Gesellschaft, viel Freude beim wissenschaftlichen Arbeiten und damit auch am Diskurs. Möge Gott Ihre Gesellschaft wie Sie persönlich mit seinem Segen begleiten.

Amen.

Ansprache des Präsidenten der Görres-Gesellschaft, Professor Dr. Bernd Engler, beim Festakt am 28. September 2025

Sehr geehrter Herr Weihbischof Dr. Dr. Würtz,
sehr geehrter Herr Kollege Bude,
liebe Mitglieder der Görres-Gesellschaft,
verehrte Ehrengäste und Gäste, hohe Festversammlung,

nach zwei Tagen reich an wissenschaftlichen Vorträgen in den Sektionen und einem weitere thematische Themenfelder adressierenden Rahmenprogramm freue ich mich nun, den Festakt zum Abschluss unserer diesjährigen Generalversammlung eröffnen zu dürfen.

Zunächst darf ich allen danken, die in den letzten beiden Tagen mit ihren Vorträgen in den Sektionen, aber auch mit Programmpunkten im Rahmenprogramm unserer Jahrestagung mitgewirkt haben. Danken möchte ich insbesondere dem Rektor der Universität Mannheim, Herrn Professor Dr. Thomas Fetzer und dem Oberbürgermeister der Stadt Mannheim, Herrn Christian Specht, die uns bei der Eröffnung unserer Tagung mit dem wissenschaftlichen Profil und der Bedeutung der Universität sowie mit der Stadt, dem Wirtschaftsstandort Mannheim und der Region vertraut gemacht haben. Ihnen lieber Herr Kollege Fetzer danke ich für die liebenswürdige Einladung, unsere Jahrestagung 2025 an Ihrer Universität ausrichten zu dürfen, und die vorbildliche Unterstützung, die Sie uns schon im Vorfeld gewährt haben. Herrn Oberbürgermeister Specht danke ich herzlichst für die Gastfreundschaft der Stadt, die unserer Sozietät für drei Tage ein wunderbares Umfeld für unseren Kongress geboten hat.

Mein spezieller Dank gilt auch Herrn Professor Dr. Hiram Kümper und Herrn Professor Achim Wambach, Ph.D., dafür, dass Sie unsere Tagung mit ihren hoch informativen Abendvorträgen bei der Eröffnung bzw. am gestrigen Abend außerordentlich bereichert haben. Weiterhin gilt mein Dank allen, die im Hintergrund die Bedingungen für den erfolgreichen Ablauf unserer Generalversammlung schufen, insbesondere Frau Veronika Thiel und Herrn Dr. Martin Barth.

Ganz besonders möchte ich an dieser Stelle Herrn Weihbischof Dr. Dr. Würtz dafür danken, dass er den Gottesdienst am heutigen Sonntag mit uns in der Jesuitenkirche gefeiert hat. Lieber Herr Weihbischof Würtz, es war eine sehr schöne Geste der Wertschätzung, dass Sie die Mitglieder unserer Sozietät persönlich ansprachen und in Ihren den Gottesdienst eröffnenden Worten und in Ihrer Predigt das Thema unserer Jahrestagung aufgegriffen haben.

Mit dem Rahmenthema „Kanon und Diskurs“ haben wir in diesem Jahr eine Fragestellung aufgegriffen, auf die manches Mitglied unserer Gesellschaft zunächst mit leichtem Befremden reagierte, erschließen sich die überaus vielschichtigen thematischen Horizonte des Themas doch nicht unmittelbar. Wie ich an anderer Stelle bereits anmerkte, ist bei genauerer Betrachtung der thematischen Implikationen indes dann doch schnell erkennbar, dass Fragen der Kanonisierung nicht nur im binnenwissenschaftlichen Diskurs von großer Relevanz sind, sondern wissenschafts- bzw. disziplinengeschichtlich eine bedeutende, wenn nicht gar eine prägende Rolle spielen. Wissenschaft ist wie unsere gesamte Gesellschaft immer auch von wechselnden „Moden“ bestimmt und erlebt im Rahmen sich stets vollziehender Paradigmenwechsel immer wieder neu die Kanonisierung und Entkanonisierung bestimmter Theorien und als jeweils gültiger „Standard“ definierter Werke oder Personen. Die Kanonisierung und – sofern personenbezogen – die Ikonisierung von als standardsetzend oder modellbildend erachteter Werke oder „Leitfiguren“ in Literatur und Kunst, aber auch in der Wissenschaft selbst, sind Indikatoren wechselnder Weltanschauungen, Wertsetzungen und disziplinärer Selbstverständnisse. Sie sind damit letztlich auch Abbild von Ordnungs- und vor allem auch Machtstrukturen im Feld der Wissenschaft und Kunst, der Wissenschaftskommunikation und der öffentlichen Meinungsbildung.

Einige Beispiele aus dem Tagungsprogramm illustrieren exemplarisch, wie produktiv das Rahmenthema „Kanon und Diskurs“ in einzelnen Disziplinen aufgegriffen wurde. So befasste sich etwa die philosophische Sektion mit der Frage, „wie die Philosophie exklusiv ‚europäisch‘ wurde“, eine Frage, die mich als Amerikanisten an sogenannte Ent- oder auch Rekanonisierungsdebatten in den Vereinigten Staaten konfrontiert, nämlich der Frage, ob in Anbetracht der Bemühungen um Gendergerechtigkeit und Vielfalt etwa Aristoteles oder Platon in den Philosophiekursen amerikanischer Hochschulen überhaupt noch gelesen werden sollten. In der Pädagogik wurde unter dem Titel „Rauschen im Blätterwald?“ nach den immer wieder politisch instrumentalisierten Debatten um den „Bildungskanon“ in Geschichte und Gegenwart gefragt. Die Geschichtswissenschaften warfen ihrerseits einen kritischen Blick auf die Agenda der „kanonischen Themen des Postkolonialismus“, während die Altertumswissenschaften über „Büchervernichtung, Kanon und Diskurs als spätantike Formen der Zensur“ diskutierten.

Bei allen gewiss sehr fruchtbaren Ergebnissen solcher Fokussierungen, muss indes zugleich gefragt werden, ob in Anbetracht der sich auflösenden Abgrenzungen wissenschaftlicher Disziplinen und der Geschwindigkeit, in der sich Paradigmenwechsel mittlerweile vollziehen, überhaupt noch Standardwerke oder bedeutende Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler gibt, auf die sich die Disziplinen als maßgeblich für ihr Fach einigen können. Was bedeutet es für die Wissenschaft aber, wenn eine Kanonbildung ausbleibt oder unmöglich

ist? Gefährdet dies nicht letztlich die Diskursfähigkeit von Wissenschaft, wenn sie ihre eigenen Grundlagen ständig in Frage gestellt sieht? Geht damit nicht wissenschaftliche und in letzter Konsequenz auch gesellschaftliche Orientierung verloren?“

Bevor wir aber zum heutigen Festvortrag voranschreiten, möchte ich auf zwei weitere Punkte des Festprogramms hinweisen: Nach dem Festvortrag werden wir die Ehrung der Preisträger unseres diesjährigen Essaywettbewerbs vornehmen und langjährigen Mitgliedern unserer Sozietät Dankurkunden als Ausdruck unserer Wertschätzung für ihre Verbundenheit überreichen.

Als ein Höhepunkt – und vielleicht sogar als zusammenfassender Schlussakkord – unserer Jahrestagung greift unser diesjähriger Festredner, der renommierte Soziologe Prof. Dr. Heinz Bude, Kassel, das Thema mit seinem Vortrag „Kanon und Diskurs in einer multipolaren Welt“ auf. Für eine Vorstellung des diesjährigen Festredners gebe ich nun aber das Wort an unseren Vizepräsidenten, Herrn Professor Georg Braungart, ab.

Professor Dr. Heinz Bude

Kanon und Diskurs in einer multipolaren Welt

Festvortrag anlässlich der Generalversammlung der Görres-Gesellschaft in Mannheim

1. Das Problem

Wir leben in Zeiten eines Hegemoniekonflikts zwischen den USA und China. Da zählen nicht allein die Anzahl der Flugzeugträger (21 weltweit, davon gehören 11 den USA und 2 China) sowie die Technologieboutiquen für Drohnen, der Umfang der Goldreserven (8,1 Tonnen USA, 3,4 Deutschland, 2,4 Italien, Frankreich, Russland, China) und der Marktwert der führenden Unternehmen, sondern vor allem die Ausstrahlung der jeweiligen Lebensarten. Die expansiven Strategien der Welteroberung sind eine Sache. Denken Sie nur an das Seidenstraßenprojekt, mit dem China seinen Einfluss auf Südostasien und Afrika, nicht zu vergessen auf Südosteuropa, ausgedehnt hat. Die USA haben das zugelassen, Europa hat zugeschaut. Aber welche Überzeugungskraft besitzt eine dominante Position? Darin liegt der Unterschied zwischen bloßem Imperialismus und ordnender Hegemonie[1]. Die Menschen müssen daran glauben können, dass der Zwang, der auf sie ausgeübt wird, richtig, förderlich oder notwendig ist. Dazu braucht es eine Idee, einen Glanz und einen Sound.

Das nach 1989 ausgerufene „Ende der Geschichte" (Francis Fukuyama) besiegelte die Weltherrschaft der USA. Auf dem Meer durch die Sicherung der Transportwege und in der Luft durch das Internet (Carl Schmitt). Dazu kam die Hütung des Globus durch den „Washington Konsensus" (freier Handel, reduzierter Staat, geringere Steuern, deregulierte Märkte) und nicht zu vergessen das Völkerrecht. Allerdings dauerte das nur eine ziemlich kurze Zeit. Den Schnitt setzte 9/11 und der anschließende „War on Terror". Mit der Erfahrung der Verwundbarkeit im eigenen Land gingen die USA als die „glorreiche Nation", die eine "Große Depression" überstanden und dann in zwei Weltkriegen ihre Stärke bewiesen hat, unter. Seitdem kreist die Supermacht des 20. Jahrhunderts um sich selbst und scheint die Spaltung in der eigenen Bevölkerung nicht mehr überwinden zu können[2].

In China wiederum hat die Pandemie wie ein Offenbarungseid gewirkt. Das Regime verfügte eine strikte Schließung der Gesellschaft zum Schutz der Be-

[1] Zu dieser Unterscheidung Ulrich Menzel, Die Ordnung der Welt, Berlin 2015.
[2] Richard Beck, Homeland: The War on Terror in American Life, 2024.

völkerung. Das war hart, aber funktionierte. Die Nachverfolgung und die Unterbrechung von Infektionsketten schienen auf den ersten Blick die Blaupause für eine neue Form von digital unterlegter und staatlich exekutierter Herrschaft darzustellen. Das Drama ereignete sich nach der plötzlichen Öffnung, der die einzelnen Menschen in China schutzlos preisgegeben wurden. Über die Opferzahlen weiß man von offizieller Stelle nichts, damit bleiben die betroffenen Familien allein. Der Umschlag vom Leben auf Befehl zum Sterben auf Befehl war das Zeichen dafür, dass im Zweifelsfall jede einzelne Person für sich selbst sorgen muss. Besonders für die junge Generation aus den großen Städten mit hohen Bildungszertifikaten stellt der Konkurrenzindividualismus das letzte Versprechen des kommunistischen Kapitalismus dar. Wer sich als einziges Kind der Familie durchsetzt, kann mit Chinas Aufstieg zur Weltmacht gewinnen, wer stolpert, muss selber sehen, wo er bleibt.

Und wie stellt sich die Lage für Europa dar, das mit Indien und Russland oder Indonesien um die dritte Position konkurriert? Für Peter Sloterdijk[3] fühlt sich der europäische Mischmensch nach erfolgreicher „Verharmlosung" in einer langen Nachkriegszeit als Zeuge einer globalen Auflösung, die seine „verringerte Daseinsbewährung" bedroht. Er erkennt angesichts der amerikanisch-chinesischen Konkurrenz die Restlichkeit Europas, aber ihm entgehen auch nicht die gesellschaftlichen Dissoziierungstendenzen in den beiden Hegemonialgesellschaften unserer globalen Zukunft. Außerdem fällt auf, dass in den USA wie in China diejenigen Kräfte, die sich des geistigen Defizits der politischen Kuren in ihren Ländern bewusst werden, auf europäisches, um nicht zu sagen alteuropäisches Denken zurückgreifen. Peter Thiel spielt für eine Epoche nach dem Silicon Valley mit der Idee eines apokalyptischen Liberalismus[4], demzufolge wir eben nicht die Freiheit haben, dieses oder jenes zu erreichen, sondern dazu bestimmt sind, das Notwendige oder nichts zu tun. Und die Plädoyers für eine konfuzianische Zivilreligion[5] könnten von einer Lektüre der einschlägigen Schriften eines Ernst-Wolfgang Böckenfördes, der bekanntlich darlegt hat, dass die Legitimität staatlichen Handelns von Loyalitäten lebt, die es selbst nicht erzeugen kann, durchaus profitieren.

Es liegt also nahe, dass von Europa aus die Verwandlungen der Welt, die vor unseren Augen stattfinden, ganz gut beobachtet und begriffen werden können. Aus der Perspektive einer einstmals Ersten Welt können nämlich Sieger als Besiegte betrachtet werden. Man kann nämlich nicht nur Grenzen überwinden, man muss auch Ordnung schaffen. Aber diese Erkenntnis aus den europäischen Konstitutionskriegen wäre nur ein melancholischer Gewinn, der sich

---

[3] Peter Sloterdijk, Kontinent ohne Eigenschaften. Lesezeichen im Buch Europas, Berlin 2024, S. 21.

[4] Peter Thiel und Blake Masters, Zero to One. Wie Innovation unsere Gesellschaft rettet, Frankfurt am Main/New York 2014.

[5] Chinesisches Denken der Gegenwart. Schlüsseltexte zu Politik und Gesellschaft übersetzt und kommentiert von Daniel Leese und Shi Ming, München 2023.

einer Handlungshemmung verdankt. Ist Europa nur noch der Kontinent des Beobachtens, nicht mehr des Handelns?

2. Die beiden Begriffe

Diese Vorbemerkungen sollten deutlich machen, was der Zusatz im Titel meines Vortrags zu bedeuten hat: Kanon und Diskurs „in einer multipolaren Welt". Der Tatbestand der Multipolarität findet nicht bloß in der Erkenntnis-, sondern vor allem in der Staatenwelt statt und verschiebt, das ist meine Ausgangsthese, den Akzent vom Diskurs wieder zurück auf den Kanon. Wir haben in Jahrzehnten der Kritik gelernt, den Kanon als eine Position im Diskurs zu verstehen. Wer Kanon sagt, erhebt einen bestimmten Geltungsanspruch im Diskurs, der in der Regel mit unhinterfragten Rederechten und einem autoritären Auftrittsgebaren einhergeht. Was uns Deutschen Goethe bedeutet den Engländern Shakespeare, den Franzosen Racine und den Italienern Dante. Unter den Eingeweihten kann man in Europa Shakespeare mit Hegel, Stefan George mit Dante und Racine mit Schiller deuten und sich damit über alle, denen solche Überlegungen nichts sagen, erheben. Die Wächter des Diskurses hingegen sehen sich in einer Metaposition, von der aus sie den Wächterinnen des Kanons das Recht absprechen, einen Kanon definieren zu können, der über die Legitimität des Diskurses entscheiden könnte. Man darf schon mit Argumenten für einen Kanon werben, man darf aber nicht glauben, damit anderen Teilnehmerinnen am Diskurs eine Beweislast derart zuschieben zu können, dass sie doch bitte mit ihren Einwänden den existierenden Kanon erweitern oder einen alternativen Kanon aufstellen sollen. Denn der Diskurs ist prinzipiell offen, der Kanon dagegen prinzipiell geschlossen.

Aber vielleicht ist das schon alles viel zu prinzipiell gedacht. Von Norbert Elias stammt der Begriff des sozialen Kanons[6]. Darunter versteht Elias die Verhaltensselbstverständlichkeiten sozialer Gruppen, die in einem bestimmten gesellschaftlichen Kosmos aufeinander bezogen sind. Beim Eingehen einer eheähnlichen Beziehung stellt sich bald heraus, ob die Arten der Einrichtung, die Präferenzen beim Urlaub oder der Umgang mit dem Hund zueinander passen. Und wenn's dann ernst wird, wird die Erkenntnis für die Lebenspartner unausweichlich, dass man sich nicht allein an eine andere Person, sondern an eine andere Familie bindet, die ihre eigenen Vorstellungen über das Passungsverhältnis der Liebespartner pflegt. Die eheliche Bindung, das Konnubium, die Bezeichnung für die Verbindung ursprünglich voneinander abgegrenzter sozialer Gruppen durch Heirat, schließlich wird zum Test der Vereinbarkeit der jeweiligen Herkunftskanons.

---

[6] Norbert Elias, Sozialer Kanon, soziale Existenz und das Problem der Sinngebung. Ein soziologischer Essay. Herausgegeben von Christoph Egen, Wiesbaden 2022.

Elias interessiert sich für die Genese solcher Verhaltensfigurationen, weil dadurch ihr verborgener Sinn verständlich wird: Die Verhöflichung des Kriegeradels als Voraussetzung für die rationale Irrationalität der Unternehmerklasse, und die Bildungsbeflissenheit des Kleinbürgers als Hintergrund für die Verwilderung des staatsabhängigen Mittelstands bei Krisentendenzen im demokratischen Kapitalismus. Im sozialen Kanon einer gesellschaftlichen Gruppe reflektiert sich der Sinnbedarf einer sozialen Existenz, die eine gewisse Form gewinnen muss, um sich als solche überhaupt verstehen zu können. Elias ist sich durchaus über das Auf und Ab von Sinnerfüllungen und Sinnentleerungen im Klaren, was, zumal in einer auf Tempo ausgerichteten kapitalistischen Lebensweise, einen „Friedhof menschlicher Träume" hinterlässt. Aber daher rührt ja gerade das Bedürfnis nach Reserve und Routine, die es einem erlaubt, im Dienst der sozialen Existenz nicht alles mitmachen zu müssen und damit die „depressive Verödung des eignen Daseins" in Grenzen zu halten.

Von Elias ist zu lernen, dass der Kanon, was auch immer man darüber denkt, eine soziale Tatsache darstellt, aber auch, dass der Diskus unausweichlich ist, weil ein Kanon nur durch seine Darstellung in herausfordernden Situationen Wirklichkeit gewinnt und daher nie, wie Pierre Bourdieu das für den Habitus annahm, gesichert ist. Ohne Selbstdarstellung kein Selbst und ohne diskursive Vermittlung keine kanonische Geltung. Oder in den Begriffen Ferdinand de Saussures: Man beherrscht erst dann eine Sprache („langue"), wenn man mit Muttersprachlerinnen auch so sprechen kann, dass sie einen verstehen („parole"). Wenn ein Löwe sprechen könnte, wir könnten ihn nicht verstehen (Wittgenstein in seinen „Philosophischen Untersuchungen"). Warum nicht? Weil wir keine Welt mit ihm teilen.

3. Ein Abstecher in die Lehre der Kirche

Bevor ich Sie davon zu überzeugen suche, dass Europa keine schlechten Karten bei der Gestaltung unserer multipolaren Welt auf der Hand hat, gestatten Sie mir noch einen Ausflug ins theologische Sprachspiel. In der Glaubenslehre der Kirche definiert das Dogma den Kanon. Wenn man sich als Katholik verstehen will, muss man schon ein paar dogmatische Aussagen für relevant halten. Deshalb betet man das Glaubensbekenntnis: „Ich glaube an den Heiligen Geist, die heilige katholische Kirche, Gemeinschaft der Heiligen, Vergebung der Sünden. Auferstehung der Toten und das ewige Leben. Amen." Dass jeder Papst von Petrus den Stab übernimmt und dass die Gottesmutter Maria, die alle Worte in ihrem Herzen bewegt, den Mantel der Kirche trägt: Petrus ist der Fels und Maria begleitet uns mit ihrem allumfassenden Gedächtnis. Aber was ist der Diskurs der Kirche als die andere Seite ihrer unumgänglichen Dogmen? Sind es die Häretiker, die immer wieder das Dogma bestreiten und deshalb von den Dogmatikern verfolgt werden? Oder ist die pastorale Auslegung die komplementäre Seite der dogmatischen Setzung?

Häretiker sind die Dogmatiker einer anderen Lehre, die immer nur das Eine im Blick haben. Zum Beispiel das aus dem 19. Jahrhundert stammende Dogma der Unfehlbarkeit, das ihnen die komplette Verfehltheit des kirchlichen Lehramts beweist. Die pastorale Perspektive geht dagegen vom Menschen aus und sieht das alltägliche Leben, in dem das Dogma für die Gläubigen seinen Sitz hat. Der pastorale Diskurs wäre demnach nicht gegen das Dogma gerichtet, sondern relativiert seine kanonische Geltung in Bezug auf die Notwendigkeiten des gelebten Lebens. Die pastorale Figur ist der Hirte, der das Volk Gottes in seinen Gemeinden versammelt. Dafür steht natürlich Paulus.

Kanon und Diskurs wären in der Kirche so gesehen auf drei Positionen verteilt: Der in die Höhe gerichtete Stab, der die Richtung vorgibt, der weite Mantel, der alles aufnimmt und bewahrt, und der Hirte mit seinem Hund, der die Herde auf ihrem weiten Weg zusammenhält. Dies sind die drei Merkmale der kirchlichen Heilsanstalt: Verkündung, Gedächtnis und Versammlung. Allerdings steht am Anfang die bittere Erkenntnis, dass das Grab leer ist.

4. Technologien, Institutionen, Ontologien

Ich breche an dieser Stelle meine ekklesiologischen Spekulationen ab und komme auf die Rolle Europas in der multipolaren Welt zurück. Zuerst denkt man dabei heute an die Technologie, die ausschlaggebend für die wirtschaftliche Stärke einer Volkswirtschaft ist. Hier scheinen die Plätze zum Nachteil Europas weitgehend durch die USA und China besetzt zu sein. Europa befindet sich bei der digitalen Technologie auf der Aufholjagd, aber überholen werden die europäischen Unternehmen die großen Tech-Konzerne in den USA und in China nicht. Unter dem Stichwort der Digitalisierung wird sogar eine technologische Konvergenz in Anschlag gebracht, die jeden hergebrachten „Vorsprung durch Technik“ aushebelt. Autos werden zu Rechnern, Kaufhäuser existieren nur noch im Netz und Bildung wird durch digitale Tools personalisiert.

Für unsere Fragestellung ist damit verbundene Durchsetzung eines Begriffs des allgemeinen Wissens wichtig. Wissen, so heißt es, sei die Quelle des Reichtums eines Kapitalismus, der kaum noch von der Hände Arbeit, sondern vor allem vom „general intellect“, so der Ausdruck von Marx im berühmten Maschinenfragment aus den „Grundrissen“ von 1857/58, systemanalytischer Tätigkeiten lebe. Dieses Wissen nutzt sich als Ware nicht durch seine Verwendung, so wie ein Kühlschrank oder ein Sofa, ab, es vermehrt sich vielmehr dadurch, dass es benutzt und eingesetzt wird[7]. Die berühmten Netzwerkeffekte. Dieses Wissen ist weder in einer objektiven Wahrheit verankert noch beruht

[7] Paul M. Romer, Endogenous Technological Change, Journal of Political Economy 98, 5, 1990. S. 71-102.

seine Geltung auf einer subjektiven Evidenz. Es handelt sich um ein anonymes, unendliches und universales Wissen[8], das Informationen aufbereitet, Prozesse steuert und Voraussagen ermöglicht. Dieses Wissen ist nicht einfach wahr oder falsch, es ist entweder verwendbares Wissen oder bloßes Rauschen.

Das Wissen der Wissensgesellschaft hat also keinen Grund in einer irgendwie fassbaren Wirklichkeit, es operiert durch uneinsehbare Verbindungen von Symbolen gewissermaßen aus sich selbst und schiebt die Wahrheit als ein Scheinproblem beständig vor sich her. Wissen bestätigt sich als Wissen eigentlich nur im Verhältnis zu dem, was nicht mehr als Wissen gilt: Glaube, Mythos, Nirwana[9]. Das evidenzbasierte Wissen erzeugt seine Evidenz aus sich selbst und bewährt sich dadurch, dass es in Rechnern, die bestimmte Voraussagen über Zustände in der Welt machen (die Schwingungen von Spannbandbrücken, was die Tragsicherheit gegen Vandalismus, die Ermüdung über die Zeit und den Komfort der Benutzer angeht, das Wetter, die Entwicklung der Aktienmärkte und der Lebenserwartung). Aber erkenntnistheoretisch handelt es sich beim allgemeinen Wissen um einen großen Spuk, an den wir glauben, solange wir damit etwas anfangen können.

Was bleibt sind Fakten, die im strengen Sinne sinnlos sind, über deren Geltung wir uns endlos streiten können und die doch unsere moderne Welt funktionieren lassen. Der berühmt-berüchtigten Satz von Heidegger „Die Wissenschaft denkt nicht“, aus seiner Vorlesung „Was heißt Denken?“ von 1950/51, macht auf den Unterschied zwischen Wissen und Denken aufmerksam. Die künstliche, von Rechnern verwaltete Intelligenz vermehrt unser Wissen in ungeheurem Umfang, aber damit ist für das Denken noch nicht so viel gewonnen. Wir müssen aber denken, wenn wir die Geltung des Wissens für unser Leben und vor allem für unser Zusammenleben ermessen wollen. Wie denken wir unser Menschsein, wenn wir immer mehr über die Präferenzen unserer Mitmenschen und noch mehr über ihren Umgang mit diesen Präfenzen wissen? Wir vermehren unsere Verhaltensalternativen und wir gewöhnen uns so daran, dass Begegnungen, die unser Leben ändern, sehr unwahrscheinlich sind.

Mit dem Begriff des allgemeinen Wissens, so wie es in den „symbolischen Maschinen“[10] der digitalen Welt vergegenständlicht ist, erübrigen sich die normativen Fragen nach sozialer Geltung und diskursiver Verhandlung. Die digitale Technologie neutralisiert die Frage, wie wir leben wollen, weil sie uns so

---

[8] Eine Vorform dieses Wissens stellt das Universallexikon dar. Hierzu: Ulrich Johannes Schneider, Die Erfindung des allgemeinen Wissens. Enzyklopädisches Schreiben im Zeitalter der Aufklärung, Berlin 2013.

[9] Helmut Draxler, Wissen oder Wahrheit? Die List der symbolischen Vernunft, in: ders., Was tun? Was lassen? Politik als symbolische Form, Freising 2024, S. 81-135.

[10] Sybille Krämer, Symbolische Maschinen. Die Idee der Formalisierung in geschichtlichem Abriss, Darmstadt 1988.

viele Möglichkeiten, wie wir uns durchsetzen und wie wir's uns bequem machen können, offeriert.

Verstehen Sie mich recht: Ich bin weit davon entfernt, zu raten, dass wir uns in Europa auf die normativen Fragen der globalen Technologie konzentrieren sollten, weil hier der Zug für uns schon abgefahren ist. Es ist natürlich nicht hinzunehmen, dass SAP das einzige digitale Unternehmen aus Deutschland mit einer Börsennotierung von 314 Milliarden Dollar von Weltgeltung ist. Weit vor Siemens und der Deutsche Telecom, die beide immerhin zur Gruppe der 100 weltweit wertvollsten Unternehmen gehören. Aber Europa hat mit seinem Denken ein Pfund in der Hand, mit dem man womöglich auch technologisch wuchern könnte, wenn es um solche Fragen, wie digitale Souveränität, digitale Kooperation und digitale Inklusion geht.

Die multipolare Weltordnung wird nicht nur durch das Rennen um die Plätze in der technologischen Konvergenz in Bewegung gehalten, sondern bringt auch die Konkurrenz um institutionelle Alternativen auf den Plan. Daron Acemoglu und James A. Robinson haben ihrem Buch von 2012 „Warum scheitern Nationen?"[11] die Unterscheidung zwischen extraktiven und inklusiven Institutionen eingeführt, um die Unterschiede im wirtschaftlichen Erfolg von Volkswirtschaften bei vergleichbaren klimatischen, geologischen und geografischen Gegebenheiten zu erklären. Es macht einen messbaren Unterschied in der wirtschaftlichen Performanz, ob ein Land von einer kleinen Gruppe von Landbesitzern, Wirtschaftsmagnaten oder einer bürokratischen Elite ausgepresst wird oder ob die arbeitende Bevölkerung durch Eigentumsrechte, Partizipationschancen und Versorgungsstrukturen an der Erzeugung und Verteilung von Wohlstand beteiligt wird. Jede Ökonomie ist eine politische Ökonomie, die man idealtypisch nach Mustern wie „ursprüngliche Akkumulation", industrielle Organisation und marktliche Distribution sowie demokratische Appellation und wohlfahrtsstaatliche Einbeziehung unterscheiden kann. Wo man bei der Ausplünderung der Ressourcen stehenbleibt, vermindert sich die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit. Mit anderen Worten: Wenn es einem Imperium nicht gelingt, eine hegemoniale Ordnung auszubilden, ist das Scheitern als Volkswirtschaft und Gruppengesellschaft vorprogrammiert.

Offensichtlich befinden wir uns in der multipolaren Welt von heute in einer Konkurrenz über die besseren und schlechteren Institutionen der Einbeziehung, Motivationsbildung und Machtverteilung. Der „demokratische Betriebskapitalismus" europäischer Prägung steht gegen den US-amerikanischen oder chinesischen „Monopolkapitalismus", die „soziale Marktwirtschaft" deutscher gegen den „organisierten Kapitalismus" in französischer Art. Dabei werden

[11] Daron Acemoglu und James A. Robinson, Warum Nationen scheitern. Die Ursprünge von Macht, Wohlstand und Armut, Frankfurt am Main 2013.

solche institutionellen Elemente wie die Pflegeversicherung, die betriebliche Mitbestimmung, die duale Ausbildung oder die föderale Machtbalance abgewogen.

Hier hat Europa im Blick auf demografische Schrumpfung, reduziertes Wachstum und schwindende Massenloyalität einiges in die Waagschale zu werfen. Trotzdem ist nicht zu verhehlen, dass der europäische Kanon durch die Diskurse über Postkolonialität, Geschlechtervariation, ökologische Nachhaltigkeit und digitale Entfremdung in einen Zustand „spätmoderner Normschwäche" geraten ist. Wenn man in der multipolaren Welt unterwegs ist und in Vietnam, Indonesien, Nigeria oder Ägypten nach Beispielen „guter Praxis" fragt, werden nicht, wie vor 30 Jahren, Schweden, Oberitalien oder die Bunderepublik, sondern Singapur, die Vereinigten Arabischen Emirate oder Dänemark genannt. Der Tenor lautet: Reichtum in einem gesicherten Umfeld erlangen zu können, ist wichtiger als Demokratie oder Offenheit.

Um Europa als Lernzusammenhang und Wirkungsgebiet wieder ins Spiel zu bringen, muss man grundsätzlicher ansetzen und nach einer Ontologie fragen, die die Idee eines allgemeinen Wissens sowie die Vorstellung einer offenen Gesellschaft ermöglicht hat. Mit dem Begriff der Ontologie sind dabei Grundlegungen im Weltverhältnis gemeint, die das Erkennen, Fühlen, Wollen und Machen der Menschen durchwirken. Nicht festlegen, sondern einen Rahmen für das Selbstverständliche und Gemeinsame bilden. Max Weber hat dafür bekanntlich die weltverneinende Ontologie von Judentum und Christentum, die die Vorläufigkeit unserer gegebenen Weltordnung denken können, in Anschlag gebracht. Was jetzt ist, muss nicht immer so sein, weil Gott als der Schöpfer von Himmel und Erde irgendwann darüber richten wird, was in der Weltgeschichte gut und was schlecht gelaufen ist. Bis dahin müssen wir Menschen uns ein allen verfügbares Wissen anschaffen, das immer weiterentwickelt wird. Und wir müssen uns zudem um eine soziale Ordnung bemühen, die den Anteil der verschiedenen Gruppen am Ganzen unserer vorläufigen Welt sichert. Die protestantische Herkunft von Webers weltgeschichtlichen Analysen ist freilich nicht zu übersehen. Für die Christen war der Messias schon da und für die Katholiken ist Gott in seiner Kirche hier und jetzt präsent.

Was allerdings die jüdisch-christliche Überlieferung eint, ist die Vorstellung eines sündenfähigen Individuums, das seinen Namen bei Gott hat. Der einzelne Mensch hat einen Körper, vielleicht auch einen Geist, aber was ihn ausmacht und wozu sie fähig ist, ist ihr selbst unbekannt und kann er selbst nicht begreifen. Der einzelne Mensch hängt an seinem Namen, aber er weiß nicht, was er bedeutet. Namen sind eben nicht Schall und Rauch, man hat nur selbst keine Ahnung davon, was der eigene Name einem verspricht und verheißt.

Dieses sich selbst nicht durchsichtige Individuum ist die Quelle des europäischen Denkens. Der deutsche Idealismus hat alles unternommen, um dieses

Geheimnis zu lüften, ist aber über Fichtes ursprüngliche Einsicht, dass das Ich zuerst ist, sein Sein aber nur sekundär über die Mitmenschen bestimmbar ist, nicht hinausgekommen. Auf dieses kleine Ich, lautet die europäische Überzeugung, ist die Wirtschaft und die Gesellschaft angewiesen. Das Ich, das die Evolution eines Algorithmus verfolgt und irgendwann Stopp sagt, wenn an dem Ergebnis der Rechnungen was nicht stimmt. Das Ich, das als Gesprächspartnerin den wunden Punkt einer Sache zur Sprache bringt und als Diplomatin eine Übersetzung findet, wie man trotz gravierender Differenzen im Weltbild miteinander klarkommen kann. Dieses Individuum ist keine feste Größe, sondern ein Rätsel – für sich (Freud) wie für andere (George Herbert Mead). Es hat eine Stimme, kann nein sagen, kann sich aber auch einfach umdrehen und seiner Wege gehen („voice" und „exit" in den Begriffen von Albert Hirschman[12]) und wenn es darauf ankommt, kann es sich freilich auch loyal verhalten und seinen Part im gemeinsamen Leben spielen. Es ist der Ausdruck von Ordnung wie von Unordnung und bekräftigt so das Versprechen auf eine offene Zukunft.

Ich schließe mit der zusammenfassenden Formulierung, dass der europäische Kanon sich um das Rätsel des Individuums dreht, das in den Diskursen über die Liebe, den Wahnsinn, das Vergessen und das Gedächtnis einen Sinn erhält.

[12] Albert Hirschman, Exit, Voice, and Loyality. Responses to Decline in Firms, Organizations, and States, Cambridge MA 1970.

ZWEITER TEIL
Berichte aus den Sektionen

1. Sektion für Philosophie

Rahmenthema: „Kanon und Diskurs – metaphilosophische Erwägungen"

„Kanon und Diskurs": Dieses Oberthema der Mannheimer Jahrestagung der Görres-Gesellschaft hat sich die Sektion für Philosophie gern zu eigen gemacht. So wie Philosophie über lange Jahre in Deutschland (und in vielen anderen Ländern) in Forschung und Lehre betrieben worden ist und auch heute noch betrieben wird, kann man sicherlich eine Reihe von Personen und Texten identifizieren, die de facto als kanonisch gelten können. Viele von uns sind mit diesem „Kanon" in die Philosophie hineingewachsen. Zugleich liegt die Problematik auf der Hand, ist dieser faktisch etablierte Kanon doch größtenteils „weiß" und „männlich" geprägt; auch eine bestimmte Form von Texten wird gegenüber anderen Formen privilegiert, nämlich, sieht man von Platons Dialogen ab, der (längere oder kürzere) philosophische Traktat.

Das Stichwort „Diskurs" kontrastiert einen solchen „Kanon". So zielt die Diskursanalyse Foucaults darauf, die Machtstrukturen und Interessen, die eine bestimmte Realität durchziehen, beschreibend aufzudecken und so zu dekonstruieren. Auch die womöglich optimistischere Konnotierung des Diskursbegriffs in der deutschen Sprache, in der das öffentlich vollzogene Diskutieren und Argumentieren und somit die Orientierung an Gründen statt an Besitzständen und Interessen mitschwingt, dürfte einem Kanon, sofern er nur kraft Autorität existiert, einen Strich durch die Rechnung machen. Da auf diese Weise das Selbstverständnis der Philosophie bzw. des Philosophierens überhaupt angesprochen ist, haben wir als Untertitel für unsere Sektion „metaphilosophische Erwägungen" hinzugefügt.

Unsere Sektionsveranstaltung umfasste vier Vorträge samt ausführlichen Diskussionen sowie die Verleihung des *Karl-Alber-Preises des Philosophischen Jahrbuchs*. Den Auftakt machte ***Prof. Dr. Rolf Elberfeld*** (Hildesheim) mit dem Vortrag „Wie die Philosophie exclusiv ‚europäisch' wurde. Ordnungen des philosophischen Wissens im 18. und 19. Jahrhundert". Darin erläuterte er zunächst die Entwicklung der Verwendung des Namens bzw. des Konzeptes „Europa" von der griechischen Antike bis in die Gegenwart. Im Fokus standen anschließend die seit Beginn des 18. Jahrhunderts im deutschen Sprachraum entstandenen Kompendien, deren Projekt es war, eine allgemeine Geschichte der Philosophie darzustellen. Rolf Elberfeld untersuchte sie in seinem Vortrag insbesondere auf den Topos der „europäischen Philosophie" hin und reflektierte kritisch die damit einhergehenden Ein- und Ausschlüsse.

Prof. Dr. Nadja Germann (Freiburg i.Br.) hielt den zweiten Vortrag mit dem Titel „Kanon, Kolonialität und transkulturelles Philosophieren: Der arabische Sprachraum als Beispiel". Sie kritisierte darin die Verkrustung der akademischen Philosophie in Deutschland und Europa, die im Vergleich zu anderen geisteswissenschaftlichen Disziplinen weitaus weniger selbstkritisch ihren bisherigen Kanon pflege. Diesem Befund stellte Nadja Germann ein alternatives Modell des Philosophierens entgegen, das sich dezidiert als transkulturell versteht: sich der Standortgebundenheit jeder Philosophie und ihrer Geschichte sowie der damit einhergehenden Transkulturalität unterschiedlicher Philosophien bewusst und – rückbezogen auf die heute in Europa geübte Philosophie – nur unter Einbezug der zuvor entwickelten radikalen Selbstkritik zu einem neuen und befreiten Lernen fähig.

Der *Karl-Alber-Preis*, der durch das Herausgebergremium des *Philosophischen Jahrbuchs* verliehen wird, ging in diesem Jahr an ***Dr. Anna Zschauer*** (Hildesheim) für ihre herausragende Dissertation „Ästhetik und japanische Moderne. Interkulturelle Fallstudien". Es ergab sich die schöne Koinzidenz, dass ihr Doktorvater Rolf Elberfeld für das Programm der Tagung angefragt worden war und so selbst die Laudatio halten konnte. Prof. Dr. Isabelle Mandrella überreichte als Geschäftsführende Herausgeberin des *Philosophischen Jahrbuchs* die Urkunde an die Preisträgerin, welche die Anlage und die Ergebnisse ihrer Dissertation dem geneigten Publikum vorstellte. Mit dem Preis ist die Aufnahme der Arbeit in das Programm des Karl Alber Verlags verbunden.

Das Nachmittagsprogramm eröffnete ***Prof. Dr. Ariane Schneck*** (Cairo) mit dem Vortrag „Exklusion und Inklusion von Frauen in der Philosophiegeschichte". Anhand konkreter Beispiele aus unterschiedlichen Epochen argumentierte sie dafür, dass die Exklusion weiblicher Personen nicht darauf zurückgeführt werden könne, dass sie philosophisch weniger signifikante Arbeiten hervorgebracht hätten, sondern dass ihr Ausschluss letztlich misogyn grundierten Kanonisierungsprozessen geschuldet sei. Heute auf andere, vielfältigere Art Philosophiegeschichte in Forschung und Lehre zu betreiben, so unterstrich Ariane Schneck, sei daher nicht etwa nur eine politisch induzierte Forderung, sondern eine Sache der wissenschaftstheoretischen Akkuratesse.

Einen weiteren Blickwinkel auf die Thematik „Kanon und Diskurs" eröffnete schließlich ***Prof. Dr. Julia Peters*** (Heidelberg) mit ihrem Vortrag „Philosophie als Heilkunst. Der Schmerz in der klassischen deutschen Philosophie im Dialog mit der Medizin". Darin verdeutlichte sie, wie der philosophische Diskurs sich sinnvollerweise nach wie vor mit Themen beschäftigen könne und solle, deren Behandlung (hier sogar wörtlich zu verstehen) üblicherweise anderen wissenschaftlichen Disziplinen überlassen wird. Anhand von bislang als eher randständig betrachteten Texten wie Kants oder Schillers Versuchen zur Anthropologie zeigte Julia Peters auf, wie dem Schmerz als physischem Phänomen, dem im menschlichen Leben nicht zu entkommen ist, in der philosophischen Reflexion eine entscheidende Rolle für die rationale Selbstwerdung des menschlichen Individuums zugesprochen werden könne.

Zusätzlich zu diesem reichhaltigen Programm aus Vorträgen und lebendigen Diskussionen vollzog sich bei dieser Jahrestagung eine weitere personelle Veränderung in der Sektion für Philosophie. Im Jahr zuvor hatte ich die Ehre, Prof. Dr. Matthias Lutz-Bachmann (Frankfurt a.M.) in der Rolle des Sektionsleiters nachzufolgen. 2025 stand nun ein weiterer Wechsel an: Prof. Dr. Isabelle Mandrella (München), mehr als eine Dekade als Sektionsleiterin aktiv – ihre erste Sektionsveranstaltung verantwortete sie 2014 im schweizerischen Fribourg, 2015 wurde sie von der Generalversammlung in Bonn zur Sektionsleiterin gewählt –, schied nun aus dieser Funktion aus. Für ihren langjährigen Einsatz und ihre wegweisenden Impulse, die sie nicht nur unserer Sektion, sondern auch der Görres-Gesellschaft insgesamt gegeben hat, gilt ihr unser großer, von Herzen kommender Dank! Als Geschäftsführende Herausgeberin des *Philosophischen Jahrbuchs* wird sie auch in Zukunft eine bedeutende Rolle in der philosophischen Debatte innerhalb und außerhalb der Görres-Gesellschaft spielen. Als neue Sektionsleiterin kandidierte Prof. Dr. Andrea Kern (Leipzig), ebenfalls Mitherausgeberin des *Philosophischen Jahrbuchs* und eine führende Figur in den philosophischen Debatten unserer Tage, die sich im Rahmen der Sektionsveranstaltung und bei der Generalversammlung vorstellte und von letzterer einstimmig in ihr neues Amt gewählt wurde.

Thomas Hanke

2. Sektion für Pädagogik

Rahmenthema: „Kanon und Diskurs“

Im Mittelpunkt der Sektionsveranstaltung stand die Frage, wie unter gegenwärtigen Bedingungen gesellschaftlicher Pluralisierung noch verbindliche Maßstäbe entstehen können und welche Folgen es hat, wenn gemeinsame Bezugspunkte schwinden oder Diskurse sich verengen. Für die Sektion Pädagogik bot dieses Thema einen geeigneten Rahmen, um pädagogische Ordnungen in ihrem Spannungsverhältnis von Stabilität und Wandel zu reflektieren.

In pädagogischen Kontexten fungiert der Kanon traditionell als Mittel der Auswahl und Festlegung zentraler Inhalte. Er strukturiert Bildungsprozesse, definiert Standards und sichert kulturelle Überlieferung. Zugleich ist Kanonbildung stets normativ, da sie festlegt, welches Wissen als relevant gilt. Demgegenüber bezeichnet der Diskurs einen offenen Raum der Aushandlung, in dem Bedeutungen, Werte und Normen verhandelt und verändert werden. Kanon und Diskurs stehen dabei nicht in einem einfachen Gegensatz, sondern sind aufeinander bezogen. Beide wirken ordnend und sind mit Machtfragen verbunden: Der Kanon bestimmt, was gelehrt wird, der Diskurs, was sagbar ist.

Vor diesem Hintergrund widmete sich die Sektionstagung der pädagogischen Bedeutung dieses Verhältnisses aus unterschiedlichen Perspektiven. In der Einführung betonten die Sektionsleiter ***Prof. Dr. Erik Ode*** (München), ***Prof. Dr. Michael Obermaier*** (Köln) sowie ***Prof. Dr. Thomas Mikhail*** (Erfurt) von der Alfred-Petzelt-Stiftung die historische Verwurzelung von Kanonisierungsprozessen und verwiesen zugleich auf aktuelle Herausforderungen durch digitale Öffentlichkeiten und fragmentierte Wissensordnungen. Die folgenden Beiträge griffen diese Fragen auf vielfältige Weise auf: historisch, wissenschaftssoziologisch, medien- und bildungstheoretisch sowie aus der Perspektive der Kindheits- und Geschlechterforschung.

Mag. Dr. Bernhard Hemetsberger (Klagenfurt) zeigte in seinem historischen Beitrag, dass Debatten um den Bildungskanon seit dem 18. Jahrhundert immer wiederkehren, ohne je zu einem allgemein akzeptierten Ergebnis zu führen. Die Idee eines verbindlichen Kanons erweist sich dabei weniger als feste Größe denn als Ausdruck eines fortdauernden Bedürfnisses nach Orientierung im Bildungsdiskurs.

Dr. Susann Hofbauer (Hamburg) thematisierte die Marginalisierung weiblicher Wissensbestände in der Erziehungswissenschaft. Trotz historischer Fortschritte und institutioneller Öffnungen bleiben Beiträge von Frauen in kanonischen Darstellungen vielfach unterrepräsentiert. Dies verdeutlicht die selektive Wirkung von Kanonbildung und den anhaltenden Bedarf an einer geschlechtersensiblen Revision pädagogischer Wissensordnungen.

Mit Blick auf aktuelle Forschungspraxis analysierte ***Fabio Lieder, M.A.*** (München) den Einsatz generativer Sprachmodelle in der qualitativen Forschung. Er argumentierte, dass diese Technologien zunehmend als Mitakteure in Interpretationsprozessen auftreten und neue Formen der Zusammenarbeit zwischen Mensch und Maschine hervorbringen. Damit verschieben sich auch epistemische Grundlagen sozialwissenschaftlicher Forschung.

Jun.-Prof. Dr. Christian Leineweber (Magdeburg) widmete sich der Frage nach Autonomie unter digitalen Bedingungen. Er zeigte, dass Autonomie nicht als stabiler Zustand, sondern als fragile, relationale Größe zu verstehen ist, die in digitalen Medienkulturen neu herausgefordert wird. Pädagogik erscheint hier als zentraler Ort, an dem Autonomie immer wieder neu ausgehandelt werden muss.

Prof. Dr. Sabine Seichter (Salzburg) problematisierte Vorstellungen vom „normalen Kind“ und legte offen, wie stark pädagogische Praktiken von Normalisierung und Kontrolle geprägt sind. Anhand historischer und aktueller Beispiele machte sie deutlich, dass auch reformpädagogische Konzepte ambivalente Effekte haben und Diskurse um Optimierung und Perfektion bis in gegenwärtige Debatten reichen.

Prof. Dr. Dominik Farrenberg (Aachen) schließlich analysierte die Entwicklung der Kindheitspädagogik als Disziplin und Praxisfeld. Er zeigte, dass dieses Projekt bislang stärker diskursiv als kanonisch strukturiert ist und verwies auf Spannungen zwischen Professionalisierung, institutioneller Verankerung und disziplinärer Konsolidierung.

Auch die Verleihung des Promotionspreises der Sektion Pädagogik spiegelte das Tagungsthema wider. Ausgezeichnet wurden ***Dr. Dominik Matzinger*** (Koblenz) und ***Dr. Gaudenz Welti*** (Bern) für ihre Arbeiten zur Allgemeinbildung bzw. zur Geltungsproblematik in der Pädagogik. Beide Dissertationen leisten wichtige Beiträge zur erziehungswissenschaftlichen Grundlagenforschung.

Die Tagung machte insgesamt deutlich, dass das Verhältnis von Kanon und Diskurs für pädagogisches Denken weiterhin zentral bleibt. Gerade in Zeiten beschleunigten Wandels erweist sich die Reflexion über Ordnung, Auswahl und Geltung von Wissen als unverzichtbar.

Ausgewählte Beiträge erscheinen in Heft 2/2026 der *Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Pädagogik*.

Michael Obermaier / Erik Ode

3. Sektion für Geschichte

Rahmenthema: „Kanonbildungen seit dem Mittelalter“

In seiner Einführung verwies ***Prof. Dr. Peter Hoeres*** (Würzburg) darauf, dass Debatten um einen Lektürekanon immer wieder neu geführt werden. Martin Mosebach tritt vehement für einen Kanon ein und Marcel Reich-Ranicki hat unter dem prätentiösen Titel „Der Kanon“ zwischen 2002 und 2006 Anthologien herausragender Werke der deutschsprachigen Literatur im handlichen Schuber zusammengestellt. In Fächern wie den klassischen Philologien gibt es in den Seminaren noch Lektürelisten, klassische Autoren, die man gelesen haben sollte. *Canones* sind häufig gemacht, zusammengestellt, verordnet, das unterscheidet sie von Klassikern; sie sind aber nicht endgültig fixiert und unwandelbar, auch wenn sie diesen Anspruch haben. Es gibt De- und Rekanonisierungen und implizite Kanons. Unter dem Begriff „Kanon“ (das altgriechische *κανών* heißt Maßstab) kann man eine verbindliche Auswahl von lesenswerten Werken, Regeln oder anderen Inhalten verstehen, die als Maßstabgeber für ihre Zeit und darüber hinaus gelten sollen. Mit den kanonischen Werken wird Klassizität und Relevanz verbunden, Vorbildhaftigkeit und Größe.

Unter *canones* wurden im Mittelalter etwas anderes verstanden als ein Set von Büchern, wie ***Prof. Dr. Marie-Luise Heckmann*** (Potsdam) zeigte, vor allem Konzilsbeschlüsse und Messordnungen und die entsprechenden Texte. Die Periode zwischen dem Vierten Laterankonzil (1213 bis 1215), das im ersten *canon* die bis heute gültige Transsubstantiationslehre mit diesem Begriff festschrieb, und dem Tridentinischen Konzil (1545 bis 1563) bildete die entscheidende Phase der Kanonbildung der liturgischen Texte und des Ablaufs der Messfeier. Diese blieben bis 1970 im Wesentlichen erhalten, bis Papst Paul VI. ein neues *Missale Romanum* einführte.

Für den Späthumanismus konnte ***Dr. Nils Steffensen*** (Flensburg) eine Kanonrevision vorstellen. Einer veränderten zeitbedingten Nachfrage entsprechend wurden die antiken Historiographen Livius und Sallust durch Tacitus abgelöst, dem zuvor Schwächen im Stil und eine spezifische *obscuritas* vorgehalten wurde. Jetzt veränderten Lipsius und Muret, die Steffensen exemplarisch vorstellte, die Kanonkriterien. Der Stil wurde zugunsten des Inhalts abgewertet oder neubewertet.

Prof. Dr. Thomas Brechenmacher (Potsdam) stellte den nationalreligiös-borussianischen Kanon und seine katholischen oder katholisierenden Kritiker vor. Während Historiker wie Johann Gustav Droysen, Ludwig Häusser und Heinrich von Sybel robust die historische Teleologie zum kleindeutschen Staat propagierten, machten katholische oder katholisierende Historiker wie Constantin Höfler, Julius Ficker, Onno Klopp und Hermann Hüffer die universalen und föderalen Traditionen des Alten Reiches stark und plädierten politisch für großdeutsche Ordnungsmodelle unter Einschluss Österreichs. Die „Borussianer" verstanden es, unter anderem durch eine enge Beziehung zwischen von Sybel und dem bayerischen König Maximilian II. die institutionalisierte Deutungshegemonie zu erringen, auch wenn ihre Opponenten gewichtige, auch methodische Argumente ins Feld führen konnten.

Die Kanonbildung, seine Revision und Neuausrichtung entsteht nicht im Oberseminar, sie ist abhängig von den politischen Kontexten, was gerade am postkolonialen Kanon besonders deutlich wird. In und nach Diktaturen ist die Zeit der – freilich nicht vollständigen – „Auswechslung". Mit Blick auf die Zäsuren nach 1933 und nach 1945 widmete sich der Germanist ***Prof. Dr. Helmuth Kiesel*** (Heidelberg) der Nationalisierung und – etwa im Falle Georg Büchners sehr angestrengte – Kanonbildung in der NS-Zeit, die später durch eine teilweise Ächtung nicht nur der nationalsozialistischen Autoren, sondern auch derjenigen der „inneren Emigration" abgelöst wurde.

Was wären heute Inhalte eines geschichtswissenschaftlichen Kanons? In Dänemark, Flandern, in den Niederlanden und nun in Schweden scheint man solche relativ unverzagt zu definieren, wie ***Prof. Dr. James C. Kennedy*** (Utrecht) berichtete, der 2019/20 eine Kommission zur Revision des niederländischen Kanons geleitet hat. Dabei wies er die Ziele der Identitätsstiftung und Integration, wie sie in den anderen Ländern durchaus angestrebt werden, zurück und verstand den Kanon eher als Angebot und Option.

Auch und gerade der Postkolonialismus hat einen Kanon. Für ***Prof. Dr. Egon Flaig*** (Berlin) ist Frantz Fanon der zentrale Autor des Postkolonialismus, der viel rezipierte Edward Said habe dagegen diesem Kanon wenig Neues hinzugeführt, wie Flaig in seinem sehr gut besuchten Vortrag ausführte. Hauptproblem des Postkolonialismus ist nicht nur seine Gewalttätigkeit und sein Rassismus – beides führte Flaig an Fanon und Achille Mbembe vor – sondern seine Kollision mit der historischen Wirklichkeit. Er kann die Abschaffung der Sklaverei durch den Westen, die diesem eine einzigartige Stellung in der „Weltgeschichte der Sklaverei" verschafft, nicht in sein antiwestliches System einbauen, ebenso wenig den Sklavismus in außereuropäischen Gesellschaften und die Erfindung des Hautfarbenrassismus in der arabisch-islamischen Welt.

Peter Hoeres

4. Gesellschaft zur Herausgabe des Corpus Catholicorum

Die Mitgliederversammlung der Gesellschaft zur Herausgabe des Corpus Catholicorum fand am Samstag, den 27. September 2025, statt. Nach dem Gedenken an die verstorbe-

nen Mitglieder der Gesellschaft informierte der Vorsitzende, Prof. Dr. Günther Wassilowsky, über den Stand der von der Gesellschaft herausgegebenen Publikationen und gab einen Überblick über die Planungen. Nach diesem Bericht entlastete die Mitgliederversammlung den Vorstand für das Geschäftsjahr 2024.

Den anschließenden Jahresvortrag hielt ***Dr. Matthias Dall'Asta*** von der Heidelberger Akademie der Wissenschaften zum Thema: „Wittenberg als mitteleuropäisches Nachrichtenzentrum der Reformationszeit: Melanchthons Briefe mit Neuigkeiten aus aller Welt". Philipp Melanchthon war eines der Kraftzentren der Reformation, was sich u. a. auch in dem beeindruckenden Zeugnis eines fast 10.000 Briefe umfassenden Briefwechsels niederschlägt, an dessen Edition der Referent arbeitet. Mit großer Quellenkenntnis und sehr anschaulich gab er Einblick in die Informationskultur jener Zeit, was allgemeine Nachrichten und Neuigkeiten betraf. Diese wurden in unterschiedlichster Form, gegebenenfalls auch kodiert, den Briefen angehängt oder auf Extrablättern beigegeben. Durch ihre Weiterverbreitung festigten sich so Beziehungen und Netzwerke, mit Wittenberg als einem ihrer Zentren, nicht weit von der Schnittstelle der *Via regia* und der *Via imperii* gelegen. Melanchthon trat dabei im Vortrag einmal mehr als „Außenminister" der deutschen Reformation hervor und seine Schreibstube wurde zum „Redaktionsbüro" eines weitgespannten informellen Informationsbeschaffungssystems, das durchaus in Parallele zur kaiserlichen Post gesetzt werden kann. Die anschließende rege Diskussion führte schnell auf sehr aktuelle Fragen wie Materialkultur und Informationsorganisation.

Günther Wassilowsky

5. Sektion für die Kunde des Christlichen Orients

In der Sektion für die Kunde des Christlichen Orients wurden am Samstag, den 27. September 2025, wie üblich drei Vorträge gehalten. Zwei der Vorträge beschäftigten sich mit der Koptologie, einem wichtigen Teilgebiet der Kunde des christlichen Orients.

Um 14:00 Uhr referierte ***Prof. Dr. Dr. Johanna Brankaer***, Inhaberin des Lehrstuhls für Alte Kirchengeschichte an der Universität Würzburg, zum Thema: „Koptisch-gnostische Bücher im Wüstensand: Texte und Leser". Zahlreiche jüngere Funde spätantiker koptischer Handschriften (Nag Hammadi, Codex Tchacos), die häufig aus dem gnostischen Milieu stammen und in der Mehrzahl Übersetzungen griechischer Originale sind, stellen die Frage nach ihrem Entstehungsort und Verwendungskontext. Die Referentin, eine ausgewiesene Koptologin, schlug auf der Grundlage der aktuellen Forschung einen differenzierten Lösungsansatz (Klöster bzw. städtische Milieus mit ihrem jeweiligen Umfeld) vor.

Der folgende Vortrag um 15:00 Uhr führte in die Gegenwart des Nahen Ostens. Der Pressesprecher der Deutschen Bischofskonferenz, ***Dr. Matthias Kopp*** (Bonn), referierte zum Thema: „Iraks christliches Erbe. Vom Überleben im Zweistromland". Er konnte hier inhaltlich an seine jüngst erschienene Promotionsschrift (Freiburg im Breisgau 2025) anknüpfen. Unterstützt durch eindrucksvolles Bildmaterial beschrieb der Referent, der die Region mehrfach bereiste, ausführlich die aktuelle schwierige Situation der Christen im Nordirak.

Den Abschluss der Sektionsveranstaltungen bildete erneut ein koptologischer Vortrag. Um 16:00 Uhr sprach ***Mag. Theol. Florian Rösch, M.A.*** (München) zum Thema „Die ‚Gnomai des Konzils von Nizäa' und die Etablierung einer koptischen Laienethik in der Spätantike". Im Stil einer Predigt und in Form leicht memorierbarer Spruchweisheit entwirft der wohl um 370 entstandene Text eine Art „christlichen Knigge" für den Alltag

koptischer Laien. Der Referent stellte den Traktat ausführlich vor und fragte nach seinem Sitz im Leben (Etabilierung der christlichen Moral als Populärethik).

Auch in diesem Jahr fanden die Vorträge interessierte Zuhörer, so dass sich in den Diskussionen ein intensiver Austausch entwickelte. Einen Eindruck der Sektionsveranstaltungen gibt die Homepage der Sektion (http://www.kath.ruhr-uni-bochum.de/akg/sektion).

Josef Rist

6. Sektionen für Romanische, Deutsche, Englisch-Amerikanische und Slavische Philologie

Rahmenthema: „Kanon MACHT Diskurs"

In den Künsten und insbesondere in der Literatur ist die Frage nach Ein- oder Ausschluss dessen, womit es sich lohnt, sich zu beschäftigen, immer zugleich auch eine Frage nach dem Wesen dieser Beschäftigung selbst und damit in der Folge nach dem Wesen der Fächer, in dem diese Beschäftigung professionell ausgeübt wird, also der philologischen Disziplinen.

Mindestens bis zum Beginn der intensiven Kanondebatten in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ist der literarische Kanon, da ihm keine juristische oder theologische Maßgeblichkeit eignet, nach dem Kriterium der Qualität begründet und legitimiert worden. Evaluation war und ist ein Hauptgeschäft der Literaturkritik und war und ist bis in die Textphilologie hinein die Basis dessen, was die Literaturwissenschaft unternimmt. Selbst die vor gut 50 Jahren einsetzende grundlegende Revision des Kanons, aus anglistisch-amerikanistischer Sicht vor allem in der Perspektive bis dato ausgeschlossener oder vernachlässigter Aspekte von *gender*, *race* und *class*, ist durch Wertung motiviert. Damit wurden nicht nur andere Texte aufgewertet und kanonisiert, sondern es wurden auch andere Evaluationskriterien etabliert.

Die durch den Kulturkritiker Matthew Arnold im 19. Jahrhundert geprägte Definition der Klassiker (und damit des Kanons) als „the class of the very best" (*The Study of Poetry*, 1880) kann als autonomieästhetisch bezeichnet werden. Sie beruht darauf, was ein literarisches Werk ist (nämlich möglichst „gut") und sieht dies als eine intrinsische, objektiv feststellbare Qualität an. Der Paradigmenwechsel des 20. Jahrhunderts besteht in einer Wendung zu heteronomen Qualitätskriterien. Das Beste ist dann z.B. das, was alle, oder doch möglichst viele gesellschaftliche Gruppen, Anliegen und Traumata repräsentiert. Es handelt sich also nicht primär um eine Abschaffung des Kanons überhaupt, sondern um einen Umbildungsprozess durch neue Kriterien, der nur in der Umbruchphase Auflösung bedeutet. Allerdings kommt der Medienwandel hinzu, der eine Pluralisierung von Kanones begünstigt und damit so etwas wie das Paradox eines potentiell unendlichen Kanons ermöglicht. Der Wandel zeigt, dass auch die autonomieästhetische Kanonbegründung eine Zeiterscheinung war, auch wenn sie sich als robust und langlebig erwiesen hat. Aus vormoderner Perspektive etwa wird klar, dass heteronome Qualitäts- und Kanonisierungskriterien (etwa religiöser Provenienz) stets eher die Regel als die Ausnahme gewesen sind und somit der große Bruch der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in systematischer Hinsicht nicht so unerhört war, wie es Zeitzeugen vielleicht empfunden haben.

Die das allgemeine Tagungsthema abwandelnde Überschrift der neuphilologischen Sektion, „Kanon MACHT Diskurs", spiegelt das Bewusstsein heteronomer Verflochtenheit jeglicher Kanonbildung wider. Die Großbuchstaben zeigen einerseits die Bedeutung von

Machtfragen für jeden Kanon und jeden Diskurs. Die Schreibung in Großbuchstaben erlaubt zugleich eine mehrdeutige Lesart von MACHT: es ist eines von drei Schlagworten, deren Verbindung zunächst nicht näher bestimmt ist, und es ist ein Verb, das die Überschrift zu einer Aussage werden lässt: Hier steht nun nicht mehr die Frage im Vordergrund, wie es zu einem Kanon kommt und welche Wertmaßstäbe ihm zugrunde liegen, sondern was ein Kanon bewirkt.

„Macht" als Verb ist seinerseits unterbestimmt, so dass auch in dieser Lesart mehrere Möglichkeiten offenstehen, zumal auch „Diskurs" ein notorisch offener Terminus ist: Zum einen kann man das Verb mit „bestimmen, beeinflussen" paraphrasieren, in der Weise etwa, dass die durch kanonische Werke verbreiteten Inhalte und Überzeugungen als diskursbestimmend wahrgenommen werden. Die Sektionsvorträge zeigten aber auch das Umgekehrte, dass nämlich auch „Diskurs macht Kanon" gilt, also die Charakteristika des gesellschaftlichen Diskurses einer Zeit und einer Kultur den Kanon bestimmen oder zumindest mitbestimmen. Die genannte De- bzw. Rekanonisierung im Zeichen von *gender, race* und *class* ist ein Beispiel dafür.

Es existiert allerdings noch eine weitere Bedeutung der verbalen Lesart von „Kanon macht Diskurs", die zumindest möglicherweise eine Antwort auf die Frage gibt, warum es überhaupt Kanones gibt und wozu man sie braucht. Zeigen lässt sich dies etwa an der Etablierung Shakespeares als kanonischer Autor im 18. Jahrhundert. Diese gelang u.a. deshalb, weil er den *common ground* zwischen unterschiedlichen Positionen der literarischen Wertung bildete, die vereinfacht gesprochen durch die Stichworte „Literarizität" und „Popularität" gekennzeichnet werden können. Daran lässt sich nicht nur das Zusammenspiel von textlichen und sozial-kulturellen Faktoren bei der Kanonisierung beobachten, sondern auch die Herstellung einer Verständigungsbasis zwischen Rezipienten durch einen Text bzw. eine Gruppe von Texten. Diese Bedeutung der verbalen Lesart von „Kanon macht Diskurs" eröffnet schließlich eine Kanonreflexion, die den bloßen Gegensatz von Kanonaffirmation und Kanonkritik tanszendiert. Wenn kanonische Texte die Fähigkeit besitzen, eine kommunikative Verständigungsgrundlage zu schaffen, so kann genau diese zum Kriterium der Berechtigung eines Kanons gemacht werden. Ein Kanon ist nicht einfach zu verteidigen, weil er Ordnung schafft, oder grundsätzlich in Frage zu stellen, weil er bestehende Machtverhältnisse nur repliziert, sondern er legitimiert sich durch seine diskursive Leistung bzw. muss sich durch diese legitimieren.

In den Sektionsvorträgen wurden die drei Ausdrücke des Sektionstitels in vielfältiger Weise aufeinander bezogen. ***Prof. Dr. Wolfgang Braungart*** (Bielefeld) lieferte in seinem Beitrag zu „Kanon, Kitsch und Religion" Beispiele für die Macht des seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ausgeprägten Diskurses „Kunst" und die damit verbundene Entkanonisierung bestimmter (insbesondere religiöser) Kunstformen als Kitsch. Braungart führte dies auf grundsätzliche Schwierigkeiten der ästhetischen Moderne als Begleiterin der geschichtlichen Moderne zurück. Das moderne sentimentalische Bewusstsein, wie es Schiller und andere beschrieben haben und wie es für nicht wenige in der ästhetischen Theorie wie in der Praxis zum Dogma geworden ist, begünstigt als ihren Ausdruck grundsätzlich das Sentimentale. Zum sentimentalischen Geschichtsbewusstsein kommen in der Moderne die spezifischen Herausforderungen, denen sich Religion mit ihrer Kunst im Säkularisierungsprozess und unter dem Druck der rationalen Theologie gegenübersieht. Auch die religiöse Kunst muss sich nun der Macht des modernen Diskurses „Kunst" stellen, in dessen Zentrum die bis heute bedeutende Idee der Autonomie der Kunst steht. Die religiöse Kunst der Moderne kann und darf die Epochenwende zwischen ca. 1750 und 1800 nicht übergehen. An der Aufgabe, als autonome Kunst zugleich religiöse Kunst zu sein, scheitert sie freilich

schnell und oft. Auch die ironische Selbstthematik des Kitsches bietet für sie keinen Ausweg.

Christa Amelung (Steinhagen) stellte Romano Guardinis Hölderlin-Interpretation als Gegenmacht zur Macht nationalsozialistischer Kanonisierung im Diskurs der Hölderlin-Gesellschaft dar. Es ging also um konkurrierende Kanonisierungen, wobei weniger die Kanonisierung Hölderlins an sich in Frage steht als vielmehr Inhalt und Art: Ein bereits kanonisierter Autor dient einem durch politische Macht etablierten Diskurs als Legitimation und Untermauerung. So wurde Hölderlin von der Propaganda im Sinne nationalsozialistischer Weltanschauung und insbesondere für die geistige Mobilmachung im Krieg missbraucht. Amelungs Vortrag zeigte, wie Guardini mittels einer religiösen Interpretation Hölderlins alternative Gründe für seine Kanonisierung ins Spiel bringt. Guardini interpretiert Hölderlin, neben Dostojewski und Rilke, als repräsentativ für Entwicklungen des Religiösen und Umwertungen christlicher Gehalte in der Moderne. Der Religiosität in diesen nicht explizit christlichen Werken begegnet Guardini, um sie als „Anfrage" aufzunehmen und daran das Christliche zu profilieren. Eine besondere Rolle spielt dabei für Guardini Hölderlins mythische Religiosität. Durch die Offenlegung mythischer Strukturelemente demaskiert Guardini indirekt die Instrumentalisierung des Mythos. Zugleich bringt Guardini durch seine Interpretationen seine katholische Position in Diskurse innerhalb und außerhalb des Katholizismus ein.

Prof. Dr. Ursula Hennigfeld (Düsseldorf) sprach über einen Fall von Entkanonisierung, indem sie die Rezeption des in der Nachkriegszeit einflussreichen, heute aber weitgehend in Vergessenheit geratenen Autors Jean Cayrol nachzeichnete. Sowohl die heute kanonisierten Autoren des *Nouveau Roman* als auch der sogenannten *Littérature de l'absurde* weisen große Parallelen zu Cayrols umfangreichem Werk auf. Als Berater des Pariser Verlags *Seuil* entdeckte Cayrol viele Autoren, die heute ganz selbstverständlich zum Kanon gehören. Er selbst wurde 1947 mit dem renommierten *Prix Renaudot* ausgezeichnet und 1973 in die *Académie Goncourt* aufgenommen. Der Vortrag illustrierte anhand exemplarischer Texte die Bedeutung Cayrols für den Kanon der französischen Nachkriegsliteratur und mögliche Gründe dafür, dass er in Vergessenheit geriet. Die Werke Cayrols, vom Erleben und Überleben des Konzentrationslagers gekennzeichnet, können im Hinblick auf seinen Essay *Lazare parmi nous* (1950) als „lazarenisch" bezeichnet werden; sie sind geprägt durch radikale Alterität und Orientierungslosigkeit, erfordern langsame Lektüre und passen auch stilistisch-inhaltlich nicht in zeitgenössische Erwartungsmuster.

Prof. Dr. Claudia Gronemann (Mannheim) präsentierte in ihrem Vortrag über die Antike-Rezeption im modernen Maghreb einen Fall der Re- oder Umkanonisierung. Im Mittelpunkt stand die postkoloniale Rolle des Kirchenvaters Augustinus, an dessen Dekanonisierung im Zuge der Dekolonialisierung sich eine kulturelle Rückaneignung anschloss. So wurde Augustinus in Algerien seit den 2000er Jahren als „Augustinus Afer" und „algerischer Philosoph" nicht nur im Hinblick auf seine nordafrikanischen Wurzeln diskutiert, sondern auch zur Begründung einer eigenen, nationalen Gedenkkultur herangezogen. Der Vortrag widmete sich im Anschluss an eine kurze Darstellung der modernen Rezeptionsgeschichte einigen ausgewählten Beispielen aus dem Bereich der Popularisierung des Hl. Augustinus. Ausgehend von Überlegungen zur Populärkultur wurden diese Formen der Aneignung, die als trivial und unterhaltsam gelten und daher oft verworfen werden, im Kontext der postkolonialen Rückaneignung der Antike im Sinne eines *Writing Back* analysiert. Dabei spielte auch die Problematik der Berufung auf eine vorislamische Tradition eine Rolle.

Dr. Cord-Christian Casper (München) schloss in seinem Vortrag über Shakespeare zwischen Kanonisierung und Gegendiskurs an die Diskussion des Verhältnisses von (De-)Kolonialisierung und Kanonisierung an. Im gewählten Beispiel, *The Tempest*, sah Casper die Reflexion von Kanon, Macht und Diskurs bei Shakespeare selbst angelegt, der uns den Versuch der Etablierung einer kanonischen Erzählung vorführt. Der Vortrag untersuchte zunächst die Aporien in Prosperos diegetisch-kanonischer Erzählung, durch die seine pädagogische und zivilisatorische Mission ihr eigenes Doppel in Form eines Gegenkanons erschafft. Anschließend wurden die postkolonialen Diskurse (insbesondere Adaptionen und *Rewrites* von Césaire bis Sylvia Wynter) in den Blick genommen, die diese dramatischen Prozesse „metakanonisch" (Gerigk) interpretieren. Casper zeigte dabei, wie sich durch die rezeptionsgeschichtliche Hervorhebung inhaltlicher Lücken in Prosperos Darstellung der Inselgeschichte nicht nur eine Kritik des Kanons vollzieht, sondern auch seine diskursive Erneuerung; damit ist die nominale und verbale Lesart von „Kanon MACHT Diskurs" gleichermaßen im Spiel.

Nina Heise (Frankfurt) zeigte in ihrem Vortrag über kritische Kanonrezeption in der Dante- und Shakespeare-Fanfiction, wie kanonische Texte den Diskurs prägen und dabei durch diesen (in diesem Fall durch das Neu- und Weiterschreiben der Fanfiction) auch verändert werden. Üblicherweise liegt der Fokus der Fanautor:innen auf Medien der Popkultur, auf Marvel-Filmen oder dem Harry-Potter-Universum. Aber auch zu kanonischen Texten gibt es Fanfiction. Allein Fanfictions zu Shakespeare-Stücken findet man im größten Fanfiction-Internetarchiv mehrere tausend, zu Dantes *Göttlicher Komödie* sind es immerhin rund 200. Besonders aufschlussreich für die Rezeption kanonischer Texte sind die untersuchten Fälle von Crossover-Fanfiction, also die Adaptation von mindestens zwei Quelltexten, die in besonderer Weise zur Infragestellung gesellschaftlicher Strukturen und etablierter Kanonformationen dienen können. Insbesondere ging es dabei um die Rolle der kanonischen Autoren in einem Umfeld (Fanfiction), das oft für seine Demokratieprinzipien und Fortschrittlichkeit gelobt wird.

Mit dem Geschichtsdiskurs als „power struggle" befasste sich ***Dr. Jonas Faust*** (Heidelberg) in seinem Vortrag „Challenging the Canon of American Literature". Dabei stand die Frage im Mittelpunkt, inwiefern ein nordamerikanischer literarischer Kanon angesichts der seiner durch Ausschlüsse geprägten Entstehungsgeschichte aufrechterhalten, verteidigt und gelehrt werden kann. Faust wählte die Perspektive der Spannung zwischen Individualismus und Kollektivismus zur Nachzeichnung einer Geschichte der fortlaufenden Aushandlung des Kanons. Dabei geht es einerseits um die Darstellung individueller, oft marginalisierter Identitäten und andererseits um die Definition eines amerikanischen kulturellen Imaginären durch die Hervorhebung spezifisch amerikanischer literarisch-kultureller Traditionen. Eine zentrale Frage ist dabei, ob die Beschreibung amerikanischer Literatur als „(multi-)ethnic" (mit ihren entsprechenden Unterkategorien) womöglich dazu beiträgt, Weißsein als Norm aufrecht zu erhalten und die Handlungsspielräume nicht-weißer Autor:innen einzuschränken, indem sie ihnen verwehrt, Anspruch auf literarische Universalität zu erheben.

Dr. Renata von Maydell (Konstanz) sprach zur Geste der Faust im Wertekanon der russischen Literatur des 19. Jahrhunderts. Die zur Faust geballte Hand als Geste, die physische Kraft und warnende oder drohende Überlegenheit verkörpert, kann gegenwärtig wieder mehr denn je als Symbol russischer Eigenart verstanden werden. Ein konkretes literarisches Motiv, das selbst inhärent mit dem Thema der Macht verbunden ist, gewinnt somit eine kanonbestimmende Diskursmacht. Das Symbol bildete sich aus einer Diskussion zwischen russischen Literaten heraus, die anhand der verbreiteten Sitte von Faustkämpfen erörterten, ob man sich über die zivilisatorische Rückständigkeit des Landes schämen oder auf seine

Größe, Stärke und Einfachheit stolz sein solle. Dabei wurden Werte über die nationale Identität formuliert, die in der Gegenüberstellung von Westlern und Slawophilen eine Weiterentwicklung fanden. Im Vortrag wurde gezeigt, auf welche Weise die russische Faust bereits früh konzeptualisiert wurde. Frühe Beispiele lassen sich in der Ikonenmalerei, Chroniken und Bylinen finden, als Bestandteil des nationalen Wertekanons etablierte sie sich in der Literatur des 19. Jahrhunderts, was sich in Texten von Gogol, Dostoevskij und Lev Tolstoj nachlesen lässt.

Dr. Wilfried Jilge (Berlin) analysierte die „Kriegsziele ‚Russische Welt' und ‚Neurussland'" im Zusammenhang von geopolitischem Diskurs und imperialer Praxis. Die Termini des Sektionstitels sind hier im Sinne von „Macht macht kanonischen Diskurs" ganz ins Politische gewendet. Im Vortrag wurde dargelegt, dass die Verwendung der geopolitischen Schlüsselkonzepte *Neurussland* und *Russische Welt* durch Putin nicht ein Ergebnis politischer Konjunktur im Kontext der Krim-Annexion war; vielmehr wurden diese Konzepte von kremlnahen Polittechnologen und Intellektuellen bereits seit Putins Machtantritt ausgearbeitet und mit außenpolitischen Konzepten des Kremls und der Politik der schädlichen Einflussnahme im nahen Ausland, insbesondere in der Ukraine verknüpft. Nach 2014 wurden die Konzepte *Neurussland* und *Russische Welt* systematisch in Schulbüchern und akademischen Lehrwerken sowie von Publizisten und Schriftstellern wie Aleksandr Prochanov und Zachar Prilepin verbreitet. Durch die Analyse der identitäts- und (geschichts-)politischen Funktionen der beiden geopolitischen Begriffe wurde erläutert, wie die argumentativen Grundlagen für unterschiedliche Formen der Einmischung und Aggression nicht nur, aber insbesondere gegenüber der Ukraine geschaffen und schon länger vor 2014/2022 praktiziert wurden, um Russlands Hegemonie im nahen Ausland wiederherzustellen – von schädlicher Einflussnahme über hybride Attacken bis zur Anwendung militärischer Gewalt.

Matthias Bauer

7. Sektion für Religionswissenschaft, Religionsgeschichte und Ethnologie

Rahmenthema: „Kanon und Diskurs"

Die Tagung „Kanon und Diskurs" der Sektion für Religionswissenschaft, Religionsgeschichte und Ethnologie entfaltete das Phänomen der Kanonbildung als einen historisch-dynamischen, religionsübergreifenden Prozess, in dem sich normative Textgestalt, Gemeinschaftsbildung und theologische Selbstverständigung wechselseitig bedingen. Kanonisierung erscheint dabei weder als punktuelle Festlegung noch als rein innerdogmatische Entscheidung, sondern als geschichtliche Verdichtung von Autorität, Rezeption und Deutung. In unterschiedlichen religiösen Traditionskontexten wird sichtbar, dass normative Texte ihre Verbindlichkeit im Spannungsfeld von Mündlichkeit und Schriftlichkeit, institutioneller Autorisierung, politischer Rahmung und gelebter Praxis gewinnen.

Prof. Dr. Johanna Rahner (Tübingen) analysierte in ihrem Vortrag die Kanonbildung im Horizont der altkirchlichen Dogmengeschichte und nahm das Konzil von Nizäa (325) als paradigmatischen Ort normativer Verdichtung in den Blick. Die nizänische Festlegung, Jesus Christus sei homoousios mit dem Vater, markiert einen entscheidenden Schritt der dogmatischen Selbstbestimmung. Rahner zeigte auf, dass diese Formel keineswegs unmittelbar zu einhelliger Zustimmung führte. Vielmehr eröffnete das Konzil eine jahrzehntelange Phase intensiver Auseinandersetzungen, in denen sich unterschiedliche Deutungen, synodale Klärungen und machtpolitische Konstellationen überlagerten. Erst im Verlauf des vierten Jahrhunderts stabilisierte sich ein Deutungskonsens, der dem nizänischen Bekenntnis

retrospektiv normative Eindeutigkeit verlieh. Kanonbildung erscheint hier als Prozess, in dem sich Autorität und Rezeption wechselseitig konstituieren. In systematisch-theologischer Perspektive problematisierte Rahner die Maßstäblichkeit des Dogmas angesichts seiner konfliktthaften Genese und seiner gegenwärtig pluralen Rezeption. In Anschluss an Michael Seewald wird deutlich, dass die faktische Glaubenspraxis vieler Christinnen und Christen nur bedingt mit den dogmatischen Konfliktlinien des vierten Jahrhunderts korrespondiert. Dogma erweist sich somit als geschichtlich vermittelter kirchlicher Kanon, dessen normative Kraft sich innerhalb lebendiger Tradition entfaltet; kirchliche Identität bleibt narrativ-offen.

Prof. Dr. Irene Dingel (Mainz) verlagerte den Fokus in die Reformationszeit und beschrieb Kanonbildung als bewussten Prozess normativer Neuordnung. Das reformatorische Anliegen, Lehre und kirchliche Praxis an einer verbindlichen Norm auszurichten, führte nicht nur zu einer Neuakzentuierung des Schriftprinzips, sondern auch zu einer Neubestimmung des biblischen Kanons selbst. Umfang, Anordnung und theologische Gewichtung der Schriften wurden kontrovers diskutiert. Zugleich entstand mit den Corpora Doctrinae eine zweite Ebene der Kanonisierung: Die Sammlung und autoritative Einführung ausgewählter Bekenntnisschriften verlieh diesen Textkorpora normativen Status. Kanonbildung vollzog sich im Zusammenspiel theologischer Programmatik, obrigkeitlicher Implementierung und gesellschaftlicher Ordnung. Besonders die Wittenberger Reformation prägte diese Entwicklung, doch lassen sich vergleichbare Prozesse in anderen europäischen Kontexten beobachten. Dingel machte deutlich, dass Kanonisierung nicht nur in dogmatischen Formeln, sondern ebenso in institutioneller Absicherung und politischer Durchsetzung normativer Texte besteht.

Prof. Dr. Michael Quisinsky (Karlsruhe) rückte das Zweite Vatikanische Konzil in eine erneuerte ekklesiologische Perspektive. Er fragte, inwiefern das Konzil selbst als Ereignis und fortdauernder Auftrag der Kanonbildung verstanden werden kann. Eine zentrale hermeneutische Errungenschaft bestand in der Überwindung einer isolierenden „Steinbruchexegese" zugunsten einer kanonbewussten, historisch sensiblen Schriftauslegung. Quisinsky betonte, dass Kanonbildung und Ekklesiogenese in der frühen Kirche eng miteinander verflochten waren: Die Ausbildung eines verbindlichen Schriftkanons vollzog sich im Kontext kirchlicher Selbstkonstitution. Diese Einsicht wirft ein neues Licht auf die konziliaren Texte selbst, die aufgrund ihrer Vielfalt ebenfalls selektiv rezipiert wurden. Die Frage nach dem Verhältnis von „Buchstabe" und „Geist" des Konzils verweist auf die Notwendigkeit, das konziliare Textcorpus als kohärentes Ganzes im Horizont lebendiger Tradition zu erschließen. Das Konzil erscheint somit als normativer Referenzpunkt eines fortdauernden Prozesses kirchlicher Selbstvergewisserung, in dem sich Katholizität und Synodalität neu austarieren.

Prof. Dr. Ömer Özsoy (Frankfurt) erweiterte den Horizont der Tagung auf die islamische Traditionsgeschichte. In seinem Vortrag zur Kanonisierung von Koran und Hadithen wurde Kanonbildung als Prozess im Spannungsfeld von Mündlichkeit und Schriftlichkeit sichtbar. Die historisch-kritische Koranforschung verortet die Entstehung und frühe Kodifizierung des Korantextes im siebten Jahrhundert in der Hedschas-Region. Bereits zu Lebzeiten des Propheten Muhammad wurden Teile der zunächst mündlich tradierten Offenbarungen schriftlich fixiert. Unter den Kalifen Abū Bakr und insbesondere ʿUthmān erfolgte eine Sammlung und Vereinheitlichung, die auf die Sicherung textlicher Integrität zielte, ohne die Vielfalt anerkannter Lesarten vollständig zu eliminieren. Kanonbildung erscheint hier als Textkonsolidierung, die normative Einheit bei fortbestehender Traditionspluralität herzustellen sucht.

Demgegenüber setzte die Verschriftlichung der Hadithe später ein. Die maßgeblichen Sammlungen entstanden im achten und neunten Jahrhundert. Die zeitliche Distanz zur Frühzeit des Islams sowie die komplexen Überlieferungsketten führten zur Entwicklung differenzierter Authentizitätskriterien und begründeten anhaltende wissenschaftliche Debatten. Neuere Forschungen ermöglichen jedoch eine präzisere historische Einordnung einzelner Traditionen bis in die späte Umayyadenzeit. Öszoy zeigte auf, dass mit der Fixierung und normativen Anerkennung der Texte nicht nur deren Bestand gesichert, sondern auch ihre Funktion transformiert wurde: Aus mündlich zirkulierenden Überlieferungen wurden autoritative Referenztexte mit rechtlicher und theologischer Verbindlichkeit. Kanonisierung erweist sich damit als Prozess, in dem Textgestalt, Gemeinschafts-bildung und normative Autorität eng verflochten sind.

Prof. em. DDr. Johann Figl (Wien) weitete die Perspektive auf den Buddhismus und sprach bewusst von „Kanones" im Plural. Im Verlauf der buddhistischen Traditionsgeschichte bildeten sich unterschiedliche, jeweils eigenständig autorisierte Textcorpora heraus. Exemplarisch konzentrierte sich Figl auf den Pali-Kanon als ältesten überlieferten Kanon, der paradigmatisch für frühe Prozesse der Sammlung, Ordnung und Autorisierung steht. Kanonbildung vollzog sich hier im Zusammenspiel mündlicher Überlieferung, gemeinschaftlicher Rezitation und späterer schriftlicher Fixierung. Die Autorität der Texte gründete nicht allein in ihrer Verschriftlichung, sondern ebenso in ihrer Einbettung in klösterliche Praxis und Lehrtradition. Im religionsvergleichenden Teil untersuchte Figl Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen buddhistischen und christlichen Kanonkonzeptionen, insbesondere hinsichtlich normativer Funktion, institutioneller Autorisierung und des Verhältnisses von Schrift und Auslegung. Beide Traditionen verbindet ein strukturelles Moment: Der Kanon bleibt nicht auf den Textbestand beschränkt, sondern zielt auf seine je gegenwärtige „Wortwerdung" in Lehre und Praxis.

Prof. Dr. Klaus von Stosch (Bonn) schließlich betrachtet Kanonbildung in der Spätantike aus der Perspektive Komparativer Theologie. Er setzte sich mit dem älteren Paradigma auseinander, demzufolge die abrahamischen Religionen ihre Identität primär durch Abgrenzung und Exklusion formierten. Für den Talmud wurde lange angenommen, das Christentum spiele in ihm keine relevante Rolle; für den Koran galt die These bewusster Zurückweisung christlicher Lehren. Von Stosch stellt diese Sicht im Licht neuerer Forschungen infrage. Unter Rückgriff auf Arbeiten von Daniel Boyarin und Michal Bar-Asher Siegal wurden produktive Wechselwirkungen zwischen rabbinischem Judentum und frühem Christentum sichtbar. Auch in der Koranexegese – etwa bei Angelika Neuwirth, Zishan Ghaffar, Muna Tatari und Jerusha Tanner Rhodes – zeichnet sich ein Bild ab, das die Entstehung des Korans stärker in spätantike Diskursräume einbettet und interreligiöse Bezüge als komplexe Intertextualität versteht. Kanonbildung erscheint damit nicht ausschließlich als Prozess identitärer Abgrenzung, sondern ebenso als dynamische Auseinandersetzung, Aneignung und Transformation.

In der Gesamtschau der Vorträge zeigte sich, dass Kanonisierung als ein religionsübergreifender Prozess normativer Selbstverständigung verstanden werden kann. Ob im altkirchlichen Dogma, in reformatorischen Bekenntnisschriften, im konziliaren Lehrcorpus, in der Textkonsolidierung von Koran und Hadithen, in den pluralen buddhistischen Kanones oder in den spätantiken Diskursverflechtungen zwischen Judentum, Christentum und Islam – stets zeigt sich ein komplexes Wechselverhältnis von Text, Autorität und Gemeinschaft. Kanonbildung ist damit nicht bloß Sicherung eines Textbestandes, sondern geschichtliche Praxis der Identitätsbildung, in der normative Einheit und plurale Auslegung spannungsreich miteinander verbunden bleiben.

Die Tagungsbeiträge werden in der Reihe „Religionswelten“ (Band 4) publiziert, die im Matthias Grünewald Verlag erscheint.

Mariano Delgado und Klaus Vellguth

8. Sektion für Rechts- und Staatswissenschaft

Rahmenthema: „Verfassungsordnung im Verteidigungsfall – Verteidigungsfall Verfassungsordnung“

In den Räumen des eindrucksvollen Barockschlosses der Universität Mannheim widmete sich die Rechts- und Staatswissenschaftliche Sektion der Görres-Gesellschaft einem Rahmenthema, das die aktuellen Herausforderungen für unsere Verfassungsordnung im Innern mit den äußeren Bedrohungen und damit zusammenhängenden Fragen des Völker- und Europarechts verband.

Die Teilnehmer wurden zunächst per Videobotschaft vom Parlamentarischer Staatssekretär beim Bundesminister für Digitales und Staatsmodernisierung ***Philipp Amthor MdB*** begrüßt. Kurzweilig entschuldigte sich Amthor dafür, wegen kurzfristig eingetretener Präsenzverpflichtungen auf der Regierungsbank im Deutschen Bundestag nicht persönlich seinen Eröffnungsvortrag zur Triade von Einigkeit und Recht und Freiheit im Lied der Deutschen halten zu können. Der Beitrag wird aber – wie alle anderen Referate auch – im von der Görres-Gesellschaft geförderten Tagungsband nachzulesen sein.

Das erste Panel richtete den Blick zunächst auf die inneren Bedrohungen für die Demokratie. Zu Beginn des Panels zeichnete ***Prof. Dr. Markus Löffelmann*** (Berlin) unter der Fragestellung „Nachrichtendienste: Fremdkörper oder Garanten des freiheitlichen Verfassungsstaats?“ eingehend die Rolle der Nachrichtendienste im freiheitlichen Verfassungsstaat nach und würdigte dabei das komplexe und zunehmend enger werdende Rechtsprechungsgeflecht des Bundesverfassungsgerichts zu ihren Befugnissen und grundrechtlichen Bindungen. ***Dr. Sven Jürgensen*** (Bochum) beschrieb in seinem Vortrag unter dem Titel „Parteiverbotsverfahren: Instrument von gestern oder Lösung für heute?“ die teils energisch vorgebrachte Forderung nach einem Parteiverbotsverfahren für autoritäre Parteien als Ausdruck des Anliegens, einen gewissen Stand verfassungsrechtlicher Normativität bewahren zu wollen. Diese Normativität, so hielt der Referent fest, müsse jedoch ihrerseits stets das Ergebnis eines geistigen Prozesses sein, um den es zu ringen gilt. Demnach sei ein behutsamer Umgang mit dem Instrument des Parteiverbotsverfahrens geboten, damit sich der Wunsch nach der Bewahrung der Verfassung nicht gegen sie selbst richtet.

Im zweiten Panel rückte der Fokus weg von der Verteidigung der Verfassungsordnung im Innern hin zu einem nach außen wehrbereiten Verfassungsstaat. Zunächst referierte ***Dr. Jörg Frederik Ferreau*** (CBH Rechtsanwälte Köln) in seinem Vortrag zur „Integrität des demokratischen Diskurses gegenüber ausländischen Einflussnahmen“ über die Frage, wie die Integrität des demokratischen Diskurses in Zeiten der Omnipräsenz von Social Media vor ausländischen Einflussnahmen geschützt werden kann. Dabei beschrieb er, wie das Instrument des Medien- und Plattformrechts wirksam im Kampf gegen Hassrede und Propaganda genutzt werden kann. Die tatsächlichen Schwierigkeiten, so Ferreau, liegen weniger in der Rechtsetzung als in der Rechtsdurchsetzung. ***Prof. Dr. Christian von Coelln*** unterstrich unter dem Titel „Zwischen Wehrpflicht und Zivilklauseln: Der Rechtsrahmen für die Rolle und Akzeptanz der Bundeswehr in der Gesellschaft“, dass die Verteidigungsfähigkeit ein Verfassungsgebot ist. Neben dem passenden rechtlichen

Rahmen bleibt die Bundeswehr dabei auf den beständigen Rückhalt der Gesellschaft angewiesen.

Das dritte Panel widmete sich schließlich eingehend völker- und verfassungsrechtlichen Fragen zum Bündnis- und Verteidigungsfall. Dabei bestand Einigkeit, dass diese Fragen gerade deswegen adressiert werden müssen, um auch unter Extrembedingungen die Freiheitlichkeit der Verfassungsordnung zu wahren – auch wenn gleichzeitig alle darauf hoffen, dass diese Fragen rein akademisch bleiben. ***Dr. Paula Rhein-Fischer*** (Köln) beschrieb in ihrem Vortrag unter dem Titel „Recht und Politik im Bündnisfall: Beistands- und Resilienzpflichten im NATO- und Unionsrecht im Spannungsverhältnis mit dem Grundgesetz" das Verhältnis von Politik und Recht im Bündnisfall und analysierte eindrücklich, wie das Bündnisrecht die Bündnispolitik effektiviert und ihr zur Durchsetzung verhilft, die rechtlichen Bindungen gleichzeitig jedoch eine spätere Änderung bündnispolitischer Richtungsentscheidungen erschweren. Darauf aufbauend untersuchte ***Prof. Dr. Stefanie Schmahl, LL.M.*** (Barcelona) in ihrem Vortrag zur Bewahrung der freiheitlichen Verfassungsordnung im Spannungs-, Bündnis- und Verteidigungsfall eingehend, wie sich die Freiheit unserer Verfassungsordnung bewahren lässt, wenn im Spannungs-, Bündnis- oder Verteidigungsfall gleichzeitig besondere Beschränkungen von Freiheitsrechten unabdingbar sind. Diesbezüglich unterstrich sie, die möglichen Grundrechtsbeschränkungen im Spannungs- und Verteidigungsfall müssten im Grundgesetz präziser und transparenter konturiert werden.

Alle Beiträge gaben Anlass zu intensiven Diskussionen, an denen sich nicht zuletzt auch erfreulich viele Nachwuchswissenschaftler beteiligten.

Matthias Friehe

9. Sektion für Wirtschafts- und Sozialwissenschaft gemeinsam mit der Sektion für Politik- und Kommunikationswissenschaft

Thema: „Ökonomie und Legitimität unter Druck – Unsere herausgeforderte Demokratie"

Die drei Vorträge am Vormittag widmeten sich aus unterschiedlichen disziplinären Perspektiven den gegenwärtigen Herausforderungen liberaler Demokratien, den ökonomischen Strukturproblemen Deutschlands sowie den Spannungen zwischen sozialstaatlicher Stabilität, wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit und demokratischer Legitimität.

Den Auftakt machte ***Dr. Christopher Gohl*** (Weltethos-Institut an der Universität Tübingen) mit einem Vortrag zum Thema „Liberale Demokratie unter Druck – Ende oder Erneuerung?". Gohl analysierte liberale Demokratie nicht allein als institutionelles Verfahren, sondern als lernfähiges „Ensemble problemverarbeitender Praktiken", das gesellschaftliche Konflikte friedlich bearbeitet, Macht begrenzt, Wissen bündelt und kollektive Lernprozesse ermöglicht. Im Zentrum stand die These, dass die Zukunft liberaler Demokratien entscheidend von ihrer Fähigkeit abhänge, ihre eigene Lern- und Anpassungsfähigkeit zu erneuern. Besondere Aufmerksamkeit widmete Gohl autoritären Dynamiken, populistischer Polarisierung und der strategischen Schwächung demokratischer Institutionen und Öffentlichkeiten. Demokratiepolitik bedeute daher nicht nur die Verteidigung bestehender Institutionen, sondern die bewusste Pflege und Weiterentwicklung von Rechtsstaatlichkeit, Bürgerbeteiligung, politischer Bildung und pluralistischer Öffentlichkeit.

Im zweiten Vortrag sprach ***Prof. Dr. Jan Schnellenbach*** (Brandenburgische Technische Universität) über „Mit gelockerter Schuldenbremse deutsche Strukturprobleme lösen? Eine

erste Einschätzung der Finanz- und Wirtschaftspolitik der neuen Bundesregierung". Ausgangspunkt war die Diagnose eines anhaltend schwachen Potentialwachstums der deutschen Volkswirtschaft. Schnellenbach verwies insbesondere auf demographische Probleme, Fachkräftemangel, sinkende Standortattraktivität sowie hohe Steuer-, Energie- und Regulierungskosten. Kritisch beleuchtete er die neuen finanzpolitischen Spielräume nach der Lockerung der Schuldenbremse und warnte vor einem finanzpolitischen „Verschiebebahnhof", bei dem zusätzliche Verschuldung zwar kurzfristige konjunkturelle Impulse erzeuge, jedoch nicht zu den notwendigen wachstumsfördernden Strukturreformen führe. Der Referent plädierte stattdessen für eine umfassendere angebotsorientierte Reformagenda mit besseren steuerlichen und regulatorischen Rahmenbedingungen, mehr Innovationsfreiheit und einer Rückbesinnung auf die Prinzipien der Sozialen Marktwirtschaft.

Den Abschluss des Vormittags bildete der Vortrag von ***Prof. Dr. habil. Alexander Spermann*** (FOM Hochschule Köln / Universität Freiburg) zum Thema „Die Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik im Koalitionsvertrag der neuen Bundesregierung: Mehr Licht als Schatten?". Im Mittelpunkt standen die Herausforderungen der sozialen Sicherungssysteme angesichts des demographischen Wandels. Spermann argumentierte, dass die strukturellen Probleme der Sozialversicherungen im politischen Diskurs häufig hinter der emotional geführten Debatte um das Bürgergeld zurückträten. Er diskutierte kritisch sowohl die Entwicklung des Bürgergeldes als auch rentenpolitische Maßnahmen der neuen Bundesregierung und warnte vor langfristig steigenden Belastungen der Sozialversicherungssysteme. Zugleich plädierte er für stärker integrierte arbeitsmarktpolitische Ansätze, nachhaltige Strukturreformen sowie eine stärkere Orientierung an fiskalischer Tragfähigkeit und Generationengerechtigkeit.

Am Nachmittag wendete sich die Sektionssitzung im Umfeld der Bundestagswahl 2025 dezidiert aktuellen, die Anerkennung der Legitimität der Demokratie in der Praxis herausfordernden Entwicklungen und Fragestellungen zu.

Zunächst untersuchte ***Prof. Dr. Uwe Kranenpohl*** (Evangelische Hochschule Nürnberg) die Komplexität politischer Führung im Spannungsfeld zwischen Herstellungs- und Darstellungspolitik: differenzierte und pluralisierte Entscheidungsfindungsprozesse einerseits, eindeutige Inszenierung, Interpretation und Legitimitätsunterstellung andererseits. Führungsstärke und Kompromissfähigkeit in der Praxis sind in diesem Spannungsfeld ebenfalls angesiedelt. In der Darstellungspolitik finden sich Führungsstärke und Kompromissfähigkeit in der gleichen Spannung, in ihr sind Richtungsweisung und Durchsetzungsstärke (auch gegen Widerstände) positiv konnotiert. Andererseits gelten Kompromissfähigkeit, Wille zur Verständigung wie Respekt vor Pluralität und Komplexität dagegen als essenziell. Diese Divergenz auszutarieren, erscheint keineswegs als trivial, wie im Kontext der Bundestagswahl 2025 deutlich zu sehen ist: Friedrich Merz inszenierte sich als starke Führungsperson, die „vom ersten Tag der Kanzlerschaft" an, tiefgreifenden Wandel herbeiführe. Unbedacht und unausgesprochen blieb, dass nach einer Wahl in einer Koalition ein derartiger Führungsanspruch nur schwer durchsetzbar ist. In der Realität ist er sogar konterkariert worden. Der Inszenierung unnachgiebiger Führung zur Veränderung der Realität zuvor folgte danach eine virtuose Anpassung an eben diese Realität – wenn nicht sogar moralische Biegsamkeit oder gar blanker Opportunismus – mit Folgen für das Bild der Politik. Dass der politischen Elite diese Diskrepanz zwischen Herstellung und Darstellung der Politik, die ihre eigene demokratische Legitimität wie auch die des Systems potenziell und tendenziell unterläuft, nicht bewusst ist, „sollte zu denken geben".

Dies nicht zuletzt vor dem Hintergrund der kontinuierlich wachsenden Wahlerfolge einer rechtspopulistischen und zum Teil rechtsextremistischen Partei, denen ***Prof. Dr. Andreas***

Wüst (Hochschule München) nachging. Er fragte angesichts dieses Profils nach der Legitimität einer Wahlentscheidung für die AfD. Wüst zeichnete Erfolge und Hintergründe anhand der Wahl- und Umfragedaten nach. Im Zentrum stand die Frage, inwieweit die Wahlerfolge der AfD als „rationale Protestwahl" erklärbar und damit auf den ersten Blick als normativ legitim erscheinen können. Legitimität ergäbe sich demnach aus funktionalen Defiziten des demokratischen Systems. Doch entscheidender ist die Frage, inwieweit Einstellungen und Zielvorhaben dieser Partei und ihrer Unterstützer tatsächlich jene Werte und Regeln sprengen, welche normativ, rechtlich und politisch-kulturell unzweifelhaft die Legitimität einer pluralistisch-parlamentarischen Demokratie begründen. Diese sind sodann aufgezeigt und intensiv diskutiert worden.

Im Grunde griff ***Dr. Thomas Petersen*** (Institut für Demoskopie Allensbach) mit seinem Vortrag „Tiefstart. Über das Image von Politik und Parteien vor und nach der Bundestagswahl 2025" die Perspektiven der vorherigen Referate weiterführend auf. Die Wahl fand vor dem Hintergrund einer bislang geradezu beispiellos pessimistischen Stimmung statt: ein ungewöhnlich hohes Maß der Verunsicherung, verbunden mit dem Gefühl, dass die regierende Ampel den aktuellen Herausforderungen nicht gewachsen sei. Die Folgen: historisch niedrige Popularitätswerte, massive Verluste des Zuspruchs der Wählerschaft, besonders deutliche Verluste der Grünen. Wenn Regierungsparteien weithin misstraut und der demokratischen Opposition relativ mäßige Reputation zugeschrieben wird, steigt die Verlockung, sich Parteien am Rande des politischen Spektrums zuzuwenden. Nach Allensbacher Analysen glichen sich die Motive der Wähler, sich AfD oder BSW zuzuwenden, auffallend stark. Und binnen kurzem zeigte sich aufgrund der anhaltenden Führungsschwäche (siehe Kranenpohl) unverhältnismäßig rasch ebenso anhaltende Skepsis der Bevölkerung gegenüber der neuen Regierung.

Die Vorträge und Diskussionen machten deutlich, dass die gegenwärtigen Herausforderungen liberaler Demokratien weder allein ökonomischer noch allein politischer Natur sind. Vielmehr hängen wirtschaftliche Leistungsfähigkeit, sozialstaatliche Stabilität, politische Führung und demokratische Legitimität eng zusammen. Die gemeinsame Sektionssitzung zeigte damit, dass die Zukunft der Demokratie wesentlich davon abhängt, ob es gelingt, unter Bedingungen wachsender Unsicherheit Vertrauen, Handlungsfähigkeit und Reformbereitschaft gleichermaßen zu sichern.

Nils Goldschmidt / Heinrich Oberreuter

10. Sektion für Kunstgeschichte

Rahmenthema: „Baukunst – Kanon – Kritik"

Zusammen mit ***PD Dr. Meinrad von Engelberg*** (Architektur- und Kunstgeschichte TU Darmstadt) als Mitveranstalter wurde ein Thema gewählt, das vor allem von der Architekturgeschichte her zum Überthema der Jahresversammlung „Kanon und Diskurs" beitragen konnte. Hierbei ergab sich zugleich ein Schwerpunkt auf dem Mannheimer Schloss, dem Tagungsort der Generalversammlung, sowie auf Großbauten aus seinem regionalen wie historischen Umfeld, dem Heidelberger Schloss selbst sowie dem Mainzer und dem Wormser Dom. Beides mag mit zum sehr guten Besuch der Sektion sowie den umfang- und aspektereichen Diskussionen der Beiträge beigetragen haben.

Meinrad von Engelberg gab in seiner Einleitung einen einführenden Überblick über Fragen der Kanonbildung und Kanonisierung besonders im Bereich der Architektur

und Architekturgeschichte, mit der das altgriechische Wort κανών (kanón) als Richtschnur bzw. Maßstab eng verbunden ist. Ausgehend vom Phänomen des Brandings, etwa durch die UNESCO und den von ihr vergebenen Welterbetitel, blickte er auf verschiedene aktuelle Formen der Kanonbildung in diesem Bereich. Besonders hervorgehoben wurden die Dome in Mainz, Speyer und Worms, die später in Sektionsbeiträgen noch in den Blick kamen: Wieso wurde diese Gruppe als „Kaiserdome" kanonisiert, nicht aber der Magdeburger Dom, trotz Gründung des Erzbistums Magdeburg durch einen ottonischen Kaiser? Wie oft waren es „alte weiße Männer", die zur Kanonbildung beitrugen, so etwa Luther beim Welterbe Wartburg? Wie verhält sich dies zu modernen Maßstäben von Bedeutung, etwa Selfies und Clicks oder dem Ranking in Reiseführern? Wie prägen die von Studierenden oft als Lernhilfe eingeforderten Kanonisierungen das heutige Fachstudium? Von dieser Frage ergab sich ein erster Blick auf die Fachliteratur im Bereich Architekturgeschichte. Das Beispiel der dreibändigen WBG-Architekturgeschichte verband Meinrad von Engelberg als Autor des Bandes „Die Neuzeit", mit einem weiteren Referenten der Sektion, Christian Freigang, der nicht nur als Autor des Bandes „Die Moderne", sondern auch als Reihenherausgeber fungierte. Die Zeitgebundenheit des Zugriffs auf 50 exemplarische Bauten pro Band sagte hier wie bei vergleichbaren Buchprojekten viel über die Zeitstellung. So stellte sich die Frage, ob man diese vor etwa 10 Jahren erschienene Reihe heute noch mit kaum einen nicht europäischen Bau so vorlegen könnte?

Nach diesen perspektivierenden Ausführungen brachte ***Prof. Dr. Matthias Untermann*** (Heidelberg) einen der mittelalterlichen Großbauten der Region aus der Gruppe besagter „Kaiserdome" als konkretes Beispiel für Kanonbildung in den Blick: „Der Wormser Westchor: Kanonbildung in der Architektur um 1200 im Zugriff der Architekturgeschichte". Untermann konnte darlegen, wie trotz der schwierigen Situation am Anfang des 20. Jahrhunderts aus statischen Gründen abgetragenen und mit dem Originalmaterial wieder aufgebauten Westchor des Wormser Doms hier eine bauarchäologische Datierung erst nach einem Weihedatum 1181 möglich ist. Dementsprechend erscheint der Wormser Dom nicht mehr als Initialbau einer Reihe weiterer Kirchbauten zwischen Baseler Münster und Bamberger Dom, was Weiterungen für seinen Status im Kanon hat. Bei der Chorlösung fielen die nicht auf übliche Weise eingebrachten, besonders großen Rosenfenster auf. Dies ließ nach dem Verhältnis zur französischen Gotik fragen und nach den Interessen des Auftraggebers. In der Diskussion kam hierzu u.a. die wachsende Bedeutung der Glasfenster und ihrer komplexer werdenden Programme in der Architektur dieser Zeit zur Sprache und damit die Bedeutung der Ausstattungen für Phänomene in der Architektur, die in für diese selbst betrachtet unkanonisch erscheinen mögen.

Hieran schloss sich passend der Beitrag von ***Diana Ecker, M.A.,*** der Konservatorin der Kirchlichen Denkmalpflege des Bistums Mainz, zur Frage „Kanon oder Unicum? Die Werke des Naumburger Meisters im Mainzer Dom" direkt an, da er die neuen Möglichkeiten thematisierte, über welche diese innovative Werkstatt verfügte. Dies wurde vor allem am Westchor des Mainzer Doms und dort insbesondere an dessen Lettner exemplifiziert, der auf der Grundlage der Erfahrungen der Werkstatt auf französischen Kathedralbaustellen wie insbesondere Reims gestaltet wurde. Zudem wurden weitere Werke der Werkstatt und aus derem Umkreis herangezogen, um die Wirksamkeit des neu etablierten Formenvokabulars zu erfassen. Gerade bei diesen mit vielen neuen Pointierungen erschlossenen Werken zeigte sich die Rolle der ästhetischen Ausdrucksqualitäten herausragender Steinmetzarbeiten an kirchlichen Großbauten für eine überregionale „Kanonbildung".

Der Beitrag von ***Meinrad von Engelberg*** galt dem Thema „Kein Kanon oder warum das Mannheimer Schloss so einen schlechten Ruf hat“. Hier zeigte sich auf sprechende Weise in Gegenüberstellung mit dem Würzburger Schloss, wie sich die Intentionen bei der Entstehung von solchen Großbauten von den Schwerpunktsetzungen bei der späteren architektur- wie kunstgeschichtlich begründeten Kanonbildung unterscheiden können. Für das Mannheimer Schloss, das als größtes Schloss Deutschlands gilt, konnte gezeigt werden, dass der schon betagte Auftraggeber, Karl III. Philipp von der Pfalz (1661-1742), als Kurfürst im Reich von deutlich größerer Bedeutung als die Bischöfe von Würzburg, in seiner neuen Residenz Mannheim (seit 1720) an einer Fertigstellung des Residenzschlosses zu Lebzeiten und an einer herausragenden Innenausstattung besonderes Interesse hatte, weniger aber am Bau selbst und seiner äußeren Erscheinung, was in Würzburg lange Jahre durch viele Planungsphasen ging. So war Mannheim ein „Spurt“, Würzburg ein „Langzeitprojekt“, bei dem die Kommunikation über den Bau besonders wichtig war. Das Mannheimer Schloss und sein Bauprozess konnten daher als schnell, groß und praktikabel bezeichnet werden, während Würzburg vergleichsweise klein war und erst 50 Jahre nach Baubeginn fertig wurde. Ist ein von diesen Vorgaben des Auftrags und Bauverlaufs losgelöster Kanon „gerecht“, fragte daher der Referent. Er zog zudem hieraus das für die Sektion wichtige Fazit, dass ein Kanon den Blick auf das Unkanonische schärfen und nicht, wie beim oft übersehenen Mannheimer Schloss, verunmöglichen sollte.

Im Anschluß konnten das Publikum der Sektion passenderweise an der Führung durch das Mannheimer Schloss, darunter auch seiner musealen Teile, teilnehmen. Sie wurde geleitet durch ***Dr. Uta Coburger***, der Konservatorin der Region Kurpfalz bei den Staatlichen Schlösser und Gärten Baden-Württemberg, zusammen mit Meinrad von Engelberg, mit dem sie auch die gerade erschienene Monographie zum Schloss herausgegeben hatte: „Residenzschloss Mannheim. Von der Grundsteinlegung zur virtuellen Rekonstruktion“, Baden-Baden 2025. Gerade beim Besuch der virtuellen Rekonstruktion des reich stuckierten Prunkschlafzimmers wurde nochmals deutlich, dass der Schlossbau eine Art „Container“ für kostbare Innenräume war, die weitgehend verloren sind und daher lange aus der Diskussion herausfielen, während der Außenbau eine funktionale Hülle für solche Kostbarkeiten war.

Nach der Mittagspause wandte sich ***Christina Clausen, M.A.*** (TU Darmstadt) dem Heidelberger Schloss zu, das Karl III. Philipp von der Pfalz als Residenz für Mannheim verlassen hatte. Dies geschah unter dem für das Anliegen der Sektion aussagekräftigen Thema „Das Heidelberger Schloss in Bild und Text. Zerstörung als Motor der Kanonisierung“. Die Zerstörung des in wesentlichen Teilen als Ruine erhaltenen Schlosses wurde von Clausen in Bildwerken vorrangig ab dem 19. Jahrhundert unter den Aspekten der Ruinenästhetik, der Frage nach legitimer oder illegitimer Zerstörung und der Verschiebung von Objekt und Subjekt angesprochen. So wurde die Sprengung durch die französischen Truppen in den Befreiungskriegen ideologisch aufgeladen und als illegitimer ikonoklastischer Akt bewertet, was sich besonders in der Darstellung des gesprengten Pulverturms manifestieren konnte. Wurde in der Folge die Wiederherstellung des Heidelberger Schlosses gefordert, so führte dies auch noch nach der Reichsgründung zu einer intensiven Bildproduktion, deren Bedeutung zusammen mit dieser emotionalisierten Debatte für die Aufnahme dieses Schlosses der Kurpfälzischen Dynastie in den Kanon hinterfragt wurde.

Hieran schloss der letzte Beitrag der Sektion „Kirchenbau als Kanon, oder: Wie kann man heute Architekturgeschichte schreiben“ von ***Prof. Dr. Christian Freigang*** (Berlin) an. Er galt fachwissenschaftlichen Anläufen zur Kanonbildung in Standardwerken

der Architekturgeschichte als historische Überblickswerke. Hierbei kamen auch deren mannigfachen Verbindungen zu verwandten Werken insbesondere der Geschichte und Kunst- bzw. Kulturgeschichte zur Sprache, zumal sich aus solchen Verbindungen „Superkanones" entwickeln können. Neben solch umfassenden Ansätzen standen aber auch originellere Wege der Auswahl, etwa weltweit über Bautypen, in jüngerer Zeit auch anhand feministischer oder postkolonialistischer Aspekte. Mit einer Weltbaugeschichte der Architektur ergaben sich enorme Erweiterungsmöglichkeiten, etwa in der von Pier Luigi Nervi in den 1970er Jahren herausgegebenen Weltgeschichte der Architektur. Dem Kirchenbau blieb hier weiterhin eine auffällige Rolle, die allerdings vermehrt fundamentaler Kritik ausgesetzt ist. Doch ist gerade in den letzten Jahrzehnten zunehmend die bereits zuvor in der Sektion diskutierten komplexen Ausstattungen und die Aufgaben der kirchlichen Räume und ihre Angebote für alle Sinne stärker in den Blick gekommen als zuvor. Dies galt auch für die oben genannte WGB-Reihe, die Freigang wie erwähnt selbst herausgegeben hat. In dieser wurde versucht, einen eigenen methodischen Zugriff zu etablieren, etwa zur Rolle von Ökonomie und affektiver Wahrnehmung im Bereich der Architekturgeschichte. Das Grundproblem bleibt gerade im Bereich von pädagogisch-didaktisch ausgerichteten Überblickswerken immer, angemessene methodische Neuansätze mit einer kritisch reflektierenden Kanonsetzung bzw. -tradierung zu verbinden.

Harald Wolter-von dem Knesebeck

11. Sektion für Musikwissenschaft

Rahmenthema „Kanon und Diskurs in der Geschichte der Kirchenmusik"

Die Sektionsveranstaltung am 28. September 2024 in Mannheim stand, angelehnt an das Generalthema, unter der Überschrift „Kanon und Diskurs in der Geschichte der Kirchenmusik". Sie wurde gemeinsam mit dem Institut für Musikforschung der Staatlichen Hochschule für Musik und Darstellende Kunst Mannheim, namentlich Frau ***Prof. Dr. Panja Mücke***, konzipiert und in den Räumen der Hochschule durchgeführt, womit die lange Tradition der Kooperation der Sektion Musikwissenschaft der Görres-Gesellschaft mit den jeweiligen musikwissenschaftlichen Instituten vor Ort eine Fortsetzung fand.

Dass das Rahmenthema der Generalversammlung „Kanon und Diskurs" ausgerechnet im Jahr des 500. Geburtstags von Giovanni Pierluigi da Palestrina gesetzt wurde, war eine zwar zufällige, aber sinnstiftende Koinzidenz, da dieser Komponist, frühzeitig stilisiert zum „Retter der Kirchenmusik", wie kaum ein anderer durch die Festschreibung eines Stils, der mit seinem Namen verknüpft wurde, in paradigmatischer Weise einen Kanon der Kirchenmusik begründete. Angesichts der Bedeutung dieses Komponisten für das Thema war es umso bedauerlicher, dass das entsprechende Referat, für das Peter Ackermann als international führender Kenner des Lebens und Schaffens Palestrinas vorgesehen war, krankheitsbedingt entfallen musste.

Im ersten Referat mit dem Titel „Kanon und Diskurs. Zur Ambivalenz kirchenmusikalischer Autorisierungsprozesse" befasste sich ***Prof. Dr. Laurenz Lütteken*** (Zürich) mit einem grundlegenden Spannungsfeld, in dem sich jegliche an den liturgischen Vollzug gebundene Kirchenmusik befindet. Während das liturgische Ritual durch die prinzipielle Wiederholbarkeit so etwas wie Dauer im Ephemeren herstellen will, ist es bei der Kirchenmusik tendenziell umgekehrt, indem es um den einzigartigen, prinzipiell unwiederholbaren Augenblick in einem eigentlich gegenläufigen Ritual geht. Ausgesuchte Beispiele beleuchteten Probleme und Konflikte in diesem tendenziellen Spannungsfeld über einen historisch langen Zeitraum hinweg.

Hieran schloss ***Deanna Pellerano, M.A.*** (Mainz) mit der Fallstudie „Marketing Manchicourt: Strategies of Canonization Across Geographic Boundaries" an, die am Beispiel des Frankoflamen Pierre de Manchicourt biographische, politische und v.a. marktstrategische Faktoren beleuchtete, die die Ausprägung von Repertoirekanones im 16. Jahrhundert bestimmten und dabei mitunter sehr unerwartete Folgen zeitigen können.

Den Vormittag beschloss dann bereits das Referat von ***Dr. Rüdiger Thomsen-Fürst*** (Schwetzingen) zu „Kirchenmusik am Mannheimer Hof zwischen Kanonisierung und Innovation" in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, das den Blick auf eine der prägenden musikalischen Institutionen dieser Zeit lenkte. Im Zentrum stand die Frage, in welchem Maße Innovation, Repertoirepflege und Kanonisierungsprozesse die geistliche Hofmusik prägten. Im unmittelbaren Anschluss an das Referat bestand die Gelegenheit zu einem Spaziergang zur Kapelle des Mannheimer Schlosses sowie der Jesuitenkirche, deren Rolle für die Mannheimer Hofmusik erläutert wurde.

Am Nachmittag folgte das Referat von ***Prof. Dr. Stefan Klöckner*** (Essen) „Der Gregorianische Choral und die ‚Erfindung' der katholischen Kirchenmusik im 19. Jahrhundert". Er richtete den Blick auf Bestrebungen in Deutschland und Frankreich, im Rahmen einer Wiederbelebung des Katholizismus auch die Kirchenmusik nach alten Vorbildern neu auszurichten – ein Prozess, in dem sich echte Reform und ideologisch ausgerichtete Restauration überlagerten und vermischten. Nicht selten kam es dabei im Sinne einer „invention of tradition" zur ‚Rückbesinnung' auf kirchenmusikalische Traditionen, die in dieser Form niemals existiert haben.

Das Referat von ***Leonie Krempien, M.A.*** (Mainz) „Auf dem Weg zu einem bürgerlichen Kanon der Kirchenmusik? Geistliche Musik in Musikvereinsprogrammen des 19. Jahrhunderts am Beispiel der Mainzer Liedertafel" eröffnete einen exemplarischen Einblick in die Mechanismen der Aneignung sakraler Musik in einem bürgerlichen Ambiente des 19. Jahrhunderts. Der im Archiv der Mainzer Musikwissenschaft verwahrte Bestand spiegelt Repertoireänderungs- und Kanonisierungsprozesse geistlicher Musik im Konzertsaal im Kontext zeittypischer Säkularisierungstendenzen und bietet, besonders in Bezug auf die Bach- und Händel-Rezeption in katholischem Umfeld, interessante Aufschlüsse zur Rolle der Konfession und der Kirche in diesem Zusammenhang.

Den Abschluss des Symposiums bildete ein Blick auf die Musik für die jesuitischen Missionen in Bolivien im 17. Jh. und ihre Wiederbelebung in der jüngeren Vergangenheit: ***Dr. Paola Granado*** und ***Dr. Sven Schneider*** (Essen) befassten sich in ihrem Referat „Das koloniale musikalische Erbe Boliviens als Form der Kanonisierung" mit Spielarten der Kanonisierung bestimmter Repertoires sowohl in ihrem historischen Zusammenhang als auch ihrer Reaktivierung in der Gegenwart.

Klaus Pietschmann

12. Sektion für Soziologie

Rahmenthema: „Kanonisierung in Magie, Digitalität und Diskurs"

Die Sitzung der Sektion fand am Samstag, den 27.9.2025 statt. Begrüßung durch ***Prof. Dr. Silke Steets*** (Berlin), ***Prof. Dr. Joost van Loon*** (Eichstätt).

In ihrer Einführung widmete sich ***Prof. Dr. Silke Steets*** dem komplexen Wechselverhältnis zwischen Kanonbildung und Diskursen. Sie betonte, dass ein Kanon keine „natürliche" Sammlung zeitloser Wahrheiten darstellt, sondern das Resultat spezifischer diskursiver Praktiken in historischen und sozialen Kontexten ist. Diskurse, verstanden als strukturierte

Felder des Sagbaren, legen fest, welche Perspektiven als legitim gelten, während der Kanon als Form institutionalisierter Auswahl fungiert. Soziologisch erfüllt der Kanon dabei Funktionen wie die Stabilisierung kollektiver Identität. Er wirkt aber auch als Machtmechanismus zur Sicherung der Deutungshoheit und bestimmt die Reichweite gesellschaftlicher Diskurse.

Im ersten Fachbeitrag analysierte ***Dr. Nicole Holzhauser*** (Braunschweig) die Prozesse der Kanonisierung und Marginalisierung innerhalb der Wissenschaftsgeschichte. Sie verwies auf den Matthäus-Effekt, bei dem Status die Sichtbarkeit erhöht, und den Matilda-Effekt, der die systematische Unsichtbarkeit von Frauen beschreibt. Holzhauser schlug vor, diese Effekte nicht getrennt zu betrachten, sondern als Ergebnis eines gemeinsamen selektiven Verstärkungsprozesses zu begreifen. Ihre behavioral-selektionstheoretische Perspektive verdeutlichte, dass wissenschaftliche Relevanz keinesfalls allein Ausdruck inhärenter Qualität ist, sondern vielmehr durch soziale Reaktionen wie Zitate und Anerkennung produziert wird.

Den Bereich der digitalen Medien thematisierte ***Johanna Raphaela Wahl*** (Oldenburg), die die Kanonisierung von Protestbildern im digitalen Raum untersuchte. Sie legte dar, dass digitale Bilder in hybriden Öffentlichkeiten als zentrale Elemente politischer Artikulation fungieren. Dabei unterliegen sie einer doppelten Selektion: einer kommunikativ-diskursiven Konstruktion und einer algorithmischen Bedingtheit durch Plattformmechanismen wie Hashtag-Strukturen. Mithilfe computergestützter Clustering-Verfahren analysierte sie Bildstrategien von Gruppen wie der „Letzten Generation", um Kanonisierung als relationalen Prozess zwischen medialer Sichtbarkeit und technischer Strukturierung aufzuzeigen.

An diese Überlegungen zur Digitalität knüpfte ***Sandra Balbierz, M.A.*** (Eichstätt) an, indem sie den Diskurs der Digitalität und die damit einhergehenden Vergesellschaftungsprozesse untersuchte. Sie kritisierte, dass soziologische und parlamentarische Debatten oft in Form von „binary debates" geführt werden, die sich zwischen Angst- und Hoffnungslogiken bewegen und Technologien als deterministische Akteure überhöhen. Stattdessen plädierte sie für eine Perspektive der „Transduktion" nach Yuk Hui, die digitale Objekte als Orte offener und kontingenter Aushandlung versteht. Ziel sei eine prozesssoziologische Betrachtung algorithmischer Kanonisierung, die epistemische Machtfragen in den Fokus rückt.

Einen ungewöhnlichen Einblick in religiöse Kanonisierungsdiskurse gaben ***Corvin Rick, M.A.*** (Bonn) und ***Dr. Jaime Pereira Maroto*** (Bonn), die das UFO-Phänomen im US-amerikanischen Online-Christentums untersuchten. Sie identifizierten zwei antagonistische Positionen: Die „Demonic Delusion", welche UFOs als rein spirituelle Täuschung abtut, und die „Nephilim-Hypothese", die Außerirdische als physisch-spirituelle Hybridwesen (Engel-Mensch-Hybriden) deutet. Unter Rückgriff auf die Religionsphilosophie von Gustavo Bueno interpretierten sie diesen Konflikt als Rückkehr zu „primären" oder „sekundären" Religionstypen, bei denen materielle Numina (greifbare Götter) die „Große Transzendenz" der theologischen Religionen herausfordern.

Abschließend betrachtete ***Prof. Dr. Joost van Loon*** (Eichstätt) die Risikosoziologie als Beispiel für einen Kanonisierungsprozess im Zeitalter der „Kakistokratie". Er argumentierte, dass die Etablierung der Risikosoziologie weniger einer internen wissenschaftlichen Dynamik folgte, sondern eine Begleiterscheinung politisch-ökonomischer Transformationen war. Die Risikosoziologie habe sich als eine Art Sozialtechnik entwickelt, die eng an das Wissenschaftsmanagement gekoppelt ist. Van Loon zeigte auf, dass dieser Kanon die

Überführung vom Neoliberalismus zum Korporatismus effektiv vertreten hat, was sich besonders in den Diskursen um die Covid-19-Pandemie oder die Klimakrise manifestierte.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die Sitzung der Sektion Soziologie die Dynamik von Kanon und Diskurs als ein reziprokes Verhältnis herausarbeitete, in dem Machtansprüche und Wahrheitsregime kontinuierlich neu verhandelt werden.

Silke Steets

13. Sektion für Altertumswissenschaft

Rahmenthema: „Kanon und Diskurs"

Die Sektion Altertumswissenschaften hatte zum Thema „Kanon und Diskurs" acht Vortragende aus Klassischer Philologie, Archäologie und Alter Geschichte eingeladen. Der Freitagnachmittag begann mit Frau ***Dr. Hannah Brandenburg*** (Universität Potsdam), sie sprach zum Thema „Kanon und Kritik: Sophokles' Weg zum makellosen ‚Klassiker'": Sophokles gilt schon bald seiner Rezeption als der ‚Perfekte' unter den kanonischen (Tragödien-)Dichtern der griechischen Literatur. Doch unter den frühesten erhaltenen Stimmen, die sich mit seinem Werk und seiner Person auseinandersetzen, finden sich auch kritische und tadelnde, wenn auch nur vereinzelt: Zeitgenössische Komödiendichter wie Aristophanes und Phrynichos und Literaturkritiker des 4. Jahrhunderts v. Chr. wie der Aristotelesschüler Theophrast bemängeln etwa, Sophokles' Stil sei an manchen Stellen wild und bitter oder schwülstig und bombastisch. In der Kaiserzeit greifen unter anderem Plutarch, Dion von Prusa, der jüngere Philostrat und Diogenes Laertios diese Aussagen der Komödiendichter und des Aristotelesschülers auf und zitieren sie teils im Wortlaut. Sie eignen sich aber nicht deren negative Sicht auf Sophokles' Werk oder einzelne seiner Elemente an. Vielmehr deuten sie diese stilistischen Eigenschaften rigoros um: Plutarch weist Sophokles' bombastischen Stil seiner frühen Schaffensphase zu; vor allem aber bewerten die späteren Autoren stilistische Anomalien und Unebenheiten in Sophokles' Dichtung sogar positiv als seinen individuellen Stil und somit als integralen Bestandteil des Gesamtwerks eines genialen, ‚klassischen' Autors. Die Vortragende erläuterte anhand eines einschlägigen Beispielfalls, dass die Kanonisierung und ‚Klassikerwerdung' eines Dichters ein diskursiver ‚Schneeballeffekt' ist: Durch das Ansehen, das der Autor bereits genießt, wird Kritik undenkbar, bereits bestehende Kritik zu Lob umgedeutet und die Reputation des Dichters weiter gesteigert. Selbst bei einem Dichter wie Sophokles, der schon von seinen Zeitgenossen für sein Wirken in Literatur und Politik hoch geschätzt wurde, wird auf diese Weise das Bild, das man sich von ihm machte, im Laufe der Jahrhunderte noch glatter, perfekter und ‚klassischer', zugleich aber auch einseitiger und undifferenzierter.

In die Archäologie führte der anschließende Vortrag von Frau ***Dr. Natalia Toma*** (Technische Universität Darmstadt) zum Thema: „Marmorne Ästhetik im kaiserzeitlichen Milet – Zwischen kanonischem Marmorstil und lokalen Traditionen der kleinasiatischen Architekturornamentik": Die Erforschung antiker Bauornamentik folgt einem etablierten Kanon, der die historische Landschaft und die Materialität als stilbildende Elemente betrachtet. Ab dem Hellenismus, insbesondere aber in der römischen Zeit, entwickeln sich regionale Steinmetztraditionen (attisch, kleinasiatisch, stadtrömisch), die unterschiedliche Ausführungsqualitäten vermitteln und innerhalb des an sich normierten Formenrepertoires der korinthischen Ordnung deutliche stilistische Ausprägungen aufweisen. In der römischen Kaiserzeit etabliert sich im Mittelmeerraum der sog. Marmorstil, dessen Verbreitung eng mit dem Phänomen des kaiserzeitlichen Marmorhandels verknüpft wird. Dieser Stil zeichnet sich durch eine standardisierte Formsprache und hohe Ausführungsqualität aus, die nach

archäologischer Forschung auf spezialisierte Steinmetze zurückgeht. Diese waren auf bestimmte Marmorsorten geschult und sollen den Marmorimport begleitet haben. Der Marmorstil setzte sich jedoch nicht nur in Städten durch, die massenhaft Marmor importierten, sondern auch in urbanen Zentren mit eigenen umfangreichen Marmorvorkommen und einer langen lokalen Tradition der Marmorarchitektur, wie Milet, Ephesus oder Pergamon. Dies wirft die Frage auf, inwieweit die Provenienz des Marmors, die ethnische Herkunft der Steinmetze und bestimmte formale sowie stilistische Eigenschaften der Bauornamentik miteinander in Verbindung stehen. Neue Forschungsergebnisse aus dem DFG-Projekt „Bauprozesse und Wirtschaftsdynamiken im kaiserzeitlichen Milet" (TO1102/1-1) legen jedoch nahe, dass der Marmorstil lokale Ausprägungen nur bedingt veränderte und selten substituierte und dass materielle Bedingungen weit weniger Einfluss auf Formsprache und Ausführung hatten als die Ausbildungstraditionen der Handwerker sowie die Weitergabe von steinmetzspezifischem Wissen, beispielsweise durch Musterbücher. Vor diesem Hintergrund wurde in dem Vortrag anhand des Fallbeispiels Milet die Gültigkeit des bestehenden Kanons zur Interpretation antiker Bauornamentik hinterfragt und in den aktuellen archäologischen Diskurs eingeordnet. So konnte die Vortragende das Spannungsfeld zwischen Materialität und lokalen Manierismen sowie überregionalen Stilbewegungen neu bewerten und zu einem differenzierteren Verständnis der Bauornamentproduktion in der römischen Kaiserzeit beitragen.

Den Freitagnachtmittag beschloss ein Vortrag aus der Alten Geschichte. Herr ***Dr. Isidor Brodersen*** (Universität Kassel) führte unter der Überschrift „Thukydides ergänzen, Homer widerlegen: Kanonische Texte und ihre Verarbeitungen in der Zweiten Sophistik" aus: Die griechische Literatur der römischen Kaiserzeit hatte lange keinen guten Ruf: Bis ins frühe 20. Jh. galt sie als peinliches Epigonentum, und noch 1965 wurde ihr bescheinigt, „feeble, unsatisfactory, uninspiring" zu sein (Groningen). Die Autoren der sogenannten „Zweiten Sophistik" zeichnen sich besonders durch Hinwendung zu klassischen (meist athenischen) Themen und Autoren aus, denen sie auch sprachlich nacheiferten. Dies geschieht vor allem im Rahmen von Reden bzw. Performances, in denen die Autoren ihre eigene Bildung unter Beweis zu stellen suchten, was eine produktive und kreative Aneignung der kanonischen Texte voraussetzte. Der Vortrag möchte zwei dieser Autoren exemplarisch in den Blick nehmen: Mit Aelius Aristides wird Thukydides ergänzt, mit Dion Chrysostomos wird Homer widerlegt. Unter Aristides' Namen sind einige Reden (sog. *meletai*) überliefert, die in der Alten Geschichte als „Schultexte" bisher kaum beachtet wurden. Spannend ist dabei die diskursive Aneignung des kanonischen Materials: Die Reden 5 und 6 ergänzen als Redenpaar die von Thukydides nur kurz erwähnten Diskussionen, ob Athen Verstärkungstruppen zur Sizilischen Expedition entsenden sollte oder nicht. In der Wahl dieses Themas, das kein Ruhmesblatt der athenischen Geschichte ist, wird deutlich, dass die klassische Vergangenheit zwar zentrales Thema ist, aber nicht nur als heroisch wahrgenommen wird – in jedem Fall aber durch die literarische Brille gesehen wird. Noch deutlicher wird der kreative Umgang mit dem Kanon im Troikos des Dion Chrysostomos: Diese Rede setzt sich (vermeintlich) den Beweis zum Ziel, dass Troja nie von Griechen erobert worden sei, sondern den trojanischen Krieg gewonnen habe. In der Widerlegung der klassischen homerischen Erzählung zeigt sich, dass am literarischen Diskurs nicht nur der Autor teilnimmt, sondern auch das Publikum (im Rahmen einer Performance wie auch im lesenden Genuss) aufgefordert ist, das literarische Spiel mitzuspielen. In diesem Sinne möchte der Vortrag einen Beitrag dazu leisten, die Zweite Sophistik als spannendes literarisches Phänomen zu eigenem Recht kommen zu lassen – und dafür plädieren, die diskursive Verhandlung des Kanons und der vermeintlichen Epigonen auch heute weiterzuführen.

Den Samstagvormittag eröffnete Herr ***Privatdozent Dr. Matthias Haake*** (Universität Bonn) unter der Überschrift „Philosophie als Kanon und Philosophie als diskursive Praxis. Zu einer Kultur- und Sozialgeschichte der Philosophie in der Antike“: Der Frage, was Philosophie ist, haben sich Philosophen seit jeher gewidmet und zahllose Antworten gegeben, denen nun keine weitere philosophische Antwort hinzugefügt werden wird. Stattdessen soll ein historischer Ansatz verfolgt werden, indem nach den Bedingungen des Philosophierens gefragt und es als eine soziale Praxis aufgefasst wird. Dieser Ansatz wird für die ganze Antike, von der Archaik bis in die Spätantike, verfolgt und anhand eines Sets von zum Teil wiederkehrenden Fragen diskutiert. Am Anfang steht die Frage nach Entstehung der Philosophie in der Archaik, als niemand anderes als Pythagoras das Wort ‚Philosophie‘ als erster benutzt haben soll: Was betreiben die Personen, die sich mit Philosophie befassen? Und wer betreibt Philosophie – und ‚warum und zu welchem Ende‘? Dabei spielen die beiden Begriffe, ‚Diskurs‘ und ‚Kanon‘ eine zentrale Rolle, die für die diachrone Perspektive des Vortrags produktive Leitlinien bilden. Selbstverständlich ist es unmöglich, die Frage nach der Philosophie als Kanon und als diskursive Praxis für die gesamte Antike in einem Vortrag als fortlaufende Geschichte in den Blick zu nehmen. Vielmehr sind schlaglichtartig zentrale Geschehenskomplexe zu fokussieren, die es erlauben, basale Entwicklungen zu zeigen: So ist der Blick nach der Entstehung der Philosophie in der Archaik auf das Athen des vierten Jhs. v. Chr. zu richten, auf die multipolare philosophische Welt des Hellenismus, auf die Anfänge des Philosophierens im republikanischen Rom, auf die Philosophie als mediterranes Phänomen unter den Bedingungen der imperialen Monarchie der römischen Kaiserzeit sowie auf die Philosophie in der das Mediterraneum politisch, religiös und kulturell desintegrativen ‚langen Spätantike‘.

Unter der Überschrift „Inszenierte Kanonizität. Ein unterschätztes Phänomen am Beispiel von Varro von Reate, Seneca maior und Ovid“ eröffnete sodann Herr ***Prof. Dr. Christoph Schubert*** (Universität Erlangen) wiederum eine Perspektive der Klassischen Philologie: Zu den im Allgemeinen fakultativen, im Bereich der Fachschriftstellerei obligatorischen Proömialtopoi gehört es, sich zur einschlägigen vorausgehenden Literatur zu positionieren, indem die Neuheit des eigenen Werks betont und die Verdienste bzw. Defizite der Vorgänger herausgestellt werden. Die moderne Literaturgeschichtsschreibung entnimmt den "Forschungsberichten" der Prosaiker und den Listen früherer Gattungsvertreter der Poeten in der Regel unhinterfragt, welche älteren Autoren zur Abfassungszeit verfügbar und bekannt waren und daher auch für das Publikum als zentral gelten konnten. Wo eine Liste von Späteren bestätigt wird – als markantes Beispiel kann die Quadriga der Elegiker Gallus, Tibull, Properz, Ovid gelten, die erstmals bei Ovid erscheint und die u.a. von Quintilian und Martial wiederholt wird – scheint sich hieraus dauerhafte Kanonizität ableiten zu lassen. Allerdings wird bei dieser Annahme die Bedeutung der konkreten Ziele, die sich mit der Auswahl von Namen und der Konstruktion der Listen bei früheren und späteren Autoren verbinden, systematisch unterschätzt. Der Vortrag geht dem Phänomen anhand dreier „Kanonlisten“ für das agrarische Schrifttum (mit Fokus auf Varro von Reate), die römische Beredsamkeit (mit Fokus auf Seneca maior) und die römische Elegie (mit Fokus auf Ovid) nach und versucht zu zeigen, dass die Nennung vermeintlich kanonischer Autoren unterschiedlichen Zwecken, darunter dem Versuch der Selbst-Kanonisierung, dienen kann und den Angaben der Autoren in Sachen Kanon, sofern sie sich nicht extern bestätigen lassen, mit Vorsicht zu begegnen ist.

Sodann hielt Herr ***Prof. Dr. Thoralf Schröder*** (Universität zu Köln), einen Vortrag über „Die allgegenwärtige Vergangenheit. Zum Umgang mit der eigenen visuellen Kultur im kaiserzeitlichen Griechenland“. Im Vortrag wurde in einem ganzheitlichen Vergleich von

kaiserzeitlichen Porträts sowie der Entwicklung des Stadtbildes dargelegt, wie hier übergreifende Phänomene nachvollzogen werden können; leider stand keine Zusammenfassung zur Verfügung, wobei der Detailreichtum der Ausführungen darin ohnehin nicht gewürdigt werden könnte.

Den Samstagnachmittag eröffnete der althistorische Vortrag „Büchervernichtung, Kanon und Diskurs als spätantike Formen der Zensur" von Herrn ***Privatdozenten Dr. Dirk Rohmann*** (Universität Düsseldorf): Weniger als ein Prozent der klassischen Literatur der Antike ist überliefert. Besonders anhand namentlich bekannter, heute aber weitgehend verlorener Geschichtsschreiber aus dem sehr produktiven Hellenismus lassen sich diese Verlustraten rekonstruieren, wobei zusätzlich von einer nicht bezifferbaren Dunkelziffer auszugehen ist. Die Gründe für diesen Verlust sind vielschichtig. Schon in der Antike unterlagen Werke wechselnden Interessen. Der größte Teil des Verlusts lässt sich jedoch der christlichen Spätantike und dem Übergang zum Frühmittelalter zuordnen. Bis in die zweite Hälfte des 4. Jhs. n. Chr., als die heidnischen Kulte zunehmend verboten wurde, sind große Bibliotheken der Antike noch nachweisbar, ebenso wie Berichte über deren Zerstörung, die teilweise auf religiöse Konflikte zurückgeführt werden. Zudem wurden in dieser Zeit Texte der Antike von Papyrus auf vormals wenig gebrauchte Pergamentcodices übertragen und nur letztere aufbewahrt. Diese Kanonisierung ging einher mit einem Diskurs wichtiger christlicher Autoren und Bischöfe, welche frühere Literatur nach ihrer Vereinbarkeit mit der jüdisch-christlichen Tradition beurteilten. Abgesehen von einzelnen generellen Verboten, heidnische Literatur zu lesen, rückten besonders problematische Texte in die Nähe der Magie, die als Grundwurzel des nunmehr verbotenen Heidentums bekämpft wurde. Dieses Zusammenspiel aus Diskurs, Kanonbildung und institutioneller Regulierung lässt sich als vormoderne Zensur begreifen, die historisch mit der Institution des Kaisertums verbunden ist: Mit dem religiösen Monopol der römischen Kaiser wurden bereits früh Dissidenten bestraft, doch waren direkte Literaturverbote in der frühen Kaiserzeit selten, kurzlebig und förderten sogar die Reputation der betroffenen Werke. In der Spätantike gingen dann zunächst die heidnischen Kaiser kurzzeitig rigoros mit Büchervernichtungen gegen die Christen vor, die es anschließend den Heiden und Häretikern mit gleicher Münze heimzahlten.

Den Vortragsreigen beschloss Frau ***Maître de conférences Dr. Céline Urlacher-Becht*** (Universität Mulhouse) mit einem Beitrag unter der Überschrift „Christologie und Orthodoxie in den Hymnen des Ennodius": Ennodius von Pavia verfasste zu Beginn des 6. Jahrhunderts für die Kirche von Mailand, als er dort Diakon war, zwölf Hymnen, die nur in einer Handschrift überliefert sind (carm. 1, 10–21 Hartel = 341–352 Vogel). Obwohl man lange meinte, diese Texte seien nicht für den Gemeindegesang bestimmt, zeigen Form und Metrum deutlich ihre liturgische Prägung in der Nachfolge des Ambrosius. Die Frage des Kanons, in verschiedenen Bedeutungen verstanden, bietet einen fruchtbaren Zugang zu diesen Texten. Ennodius steht klar in der Tradition des von Ambrosius begründeten Hymnencorpus, entwickelt dieses jedoch weiter. Er ergänzt den liturgischen Zyklus um Feiern wie Himmelfahrt und Pfingsten und widmet mehr als die Hälfte seiner Hymnen Märtyrern und Bekennern (confessores fidei): die einen haben Christus in seinem Leiden nachgeahmt, die anderen den Glauben von Nicäa verteidigt – beide erscheinen als Vorbilder für die Gläubigen. Zugleich lässt sich eine inhaltliche Entwicklung beobachten: Während Ambrosius vor allem die Trinität betont, richtet Ennodius den Blick stärker auf Christus. Diese christologische Konzentration verweist auf die theologischen Debatten um 500, in denen die Frage nach der doppelten Natur Christi sowie die damit verbundene Lehre von der immerwährenden Jungfräulichkeit Mariens im Mittelpunkt standen. Trotz des prägenden Einflusses des Ambrosius schöpft Ennodius aus vielfältigen Quellen: aus der Bibel, aus patristischer Literatur und aus der Dichtung anderer christlicher Poeten, insbesondere des Prudentius.

So entsteht ein dichter Bezugshorizont, in dem der Kanon nicht nur als Corpus von Vorbildern, sondern als Netzwerk von Schrift-, Lehr- und Literaturautoritäten erscheint. Darin setzt Ennodius seine eigene Stimme und lässt die Gläubigen mit ihm eine orthodoxe Christologie besingen.

Die Vorträge stießen auf großes Interesse des erfreulich zahlreichen und vielfältig gemischten Publikums und führten zu ausgiebigen und fruchtbaren Diskussionen. Wiederum zeigte sich der besondere Reiz der Interdisziplinarität in der Gestaltung der Sektionsarbeit.

Walter Ameling, Stefan Freund, Matthias Steinhart

Weitere Aktivitäten der Görres-Gesellschaft 2025

23. Januar 2025: Buchvorstellung des deutsch-iranischen Politologen Dr. Ali Fathollah-Nejad. "Iran – Wie der Westen seine Werte und Interessen verrät". Kooperationsveranstaltung mit dem CASSIS-Institut der Universität Bonn

17. / 18. Februar 2025: Akademisches Kolloquium zum Thema „Schöpfung und Verantwortung" in Aachen, Kooperationsveranstaltung mit der Bischöflichen Akademie in Aachen.

15. bis 20. März 2025: Studienreise des Jungen Forums nach Wien.

23. bis 25. Mai 2025: Tagung in Zusammenarbeit mit der Hanns-Seidel-Stiftung (HSS) im Bildungszentrum Kloster Banz, Thema „Wissenschaftsfreiheit".

4. Juni 2025: Kooperationsveranstaltung mit der Stiftung Bundeskanzler-Adenauer-Haus in Rhöndorf und der Kommission für Zeitgeschichte zu Ehren von Prof. Dr. Rudolf Morsey. Ansprache Professor Dr. Dr. Udo Di Fabio „Vom Staatskirchenrecht zur Religionspolitik: Kooperation oder Konfrontation".

24. Juni 2025: Kooperationsveranstaltung mit der Katholischen Akademie Rottenburg-Stuttgart: Risikoforscher Prof. Dr. Dr. h.c. Ortwin Renn zum Thema „Gefühlte Angst oder echte Bedrohung? Risikobewältigung in Zeit der Polykrisen".

2. Juli 2025: Vortrag von Prof. Dr. Michael Seewald in Bonn: "Nizäa: Wahrheit, Macht, Identität. Wie ein Konzil vor 1700 Jahren das Christentum bis heute prägt". Kooperationsveranstaltung mit dem Katholischen Bildungsforum Bonn, dem Katholischen Stadtdekanat Bonn und dem Evangelischen Forum Bonn.

16./17. Oktober 2025: Tagung „Reformen in der Kirche – Abschied von der ‚Heiligkeit'?" einschließlich offenem Abendvortrag mit Prof. Dr. Thomas Söding "Wohin will die katholische Kirche in Deutschland (und der Welt)?". Kooperationsveranstaltung zwischen dem Jungen Forum der Görres-Gesellschaft und der Jungen Akademie des Bistums Mainz.

11. November 2025: Kooperationsveranstaltung mit der Katholischen Akademie in Bayern in München „Vom Sein zum Werden": Professor Dr. Harald Lesch und Prof. Dr. Wilhelm Vossenkuhl diskutierten anlässlich des 250. Geburtstag des Naturphilosophen Friedrich Wilhelm Joseph über diesen als „frühen ökologischen Denker".

Daneben fanden in München und Augsburg, ausgerichtet von den dortigen Regionalgruppen der Görres-Gesellschaft, Vortragsabende und Besuche von Ausstellungen statt.

DRITTER TEIL

I. Vorstand und Sektionsleiterinnen und Sektionsleiter

Protektor
S. Eminenz Dr. Rainer Maria Kardinal Woelki
Erzbischof von Köln

Ehrenpräsident
Prof. Dr. iur. Dr. h.c. mult. Paul Mikat †

Vorstand
Präsident:
Prof. Dr. Bernd Engler, Stäudach 155, 72074 Tübingen

Vizepräsidenten:
Prof. Dr. Georg Braungart, Rappenberghalde 53/3, 72070 Tübingen
Prof. Dr. Sabine Seichter, Universität Salzburg, Erzabt-Klotz-Str. 1, 5020 Salzburg

Generalsekretär:
Dr. Martin Barth, Im Cäcilienbusch 11, 53340 Meckenheim

Beisitzer:
Prof. Dr. Heidrun Alzheimer, Otto-Friedrich-Universität Bamberg, Lehrstuhl für Europäische Ethnologie, 96045 Bamberg
Prof. Dr. Thomas Brechenmacher, Alte Dorfstr. 17, 14542 Werder (Havel)
Prof. Dr. Nils Goldschmidt, Kirschborn 11, 57250 Netphen-Salchendorf
Pater Dr. Hans Langendörfer SJ, KAAD, Königstraße 86, 53115 Bonn
Prof. Dr. Dr. h.c. Heinrich Oberreuter, Eppaner Str. 12, 94036 Passau
Prof. Dr. Arnd Uhle, Denglerstr. 54, 53173 Bonn-Bad Godesberg

Geschäftsstelle:
Dr. Martin Barth, Generalsekretär
Veronica Thiel, M.A., Referentin

Sektionsleiterinnen und Sektionsleiter

Sektion für Philosophie:
Prof. Dr. Thomas Hanke, Weberstr. 90, 60318 Frankfurt a. Main
Prof. Dr. Andrea Kern, Universität Leipzig, Fakultät für Sozialwissenschaften und Philosophie, Beethovenstraße 15, 04107 Leipzig

Sektion für Pädagogik:
Prof. Dr. Michael Obermaier, KatHO NRW, Wörthstr. 10, 50668 Köln
Prof. Dr. Erik Ode, Universität der Bundeswehr, Institut für Bildungswissenschaft, Werner-Heisenberg-Weg 39, 85577 Neubiberg

Sektion für Psychologie, Psychiatrie und Psychotherapie:
N.N.

Sektion für Geschichte:
Prof. Dr. Matthias Asche, An der Wublitz 27, 14542 Werder/Havel
Prof. Dr. Peter Hoeres, Universität Würzburg, Am Hubland, 97074 Würzburg

Gesellschaft zur Herausgabe des Corpus Catholicorum e.V.:
Prof. Dr. Günther Wassilowsky, Humboldt-Universität zu Berlin, Zentralinstitut für Katholische Theologie, Unter den Linden 6, 10099 Berlin

Sektion für Altertumswissenschaft:
Abteilung für Klassische Philologie:
Prof. Dr. Stefan Freund, Greueler Weg 26, 42349 Wuppertal

Abteilung für Alte Geschichte:
Prof. Dr. Walter Ameling, Universität Köln, Albertus-Magnus-Platz, 50923 Köln

Abteilung für Archäologie:
Prof. Dr. Matthias Steinhart, Universität Würzburg, Residenzplatz 2, 97070 Würzburg

Sektion für Romanische Philologie:
Prof. Dr. Christoph Strosetzki, Hubertusweg 90, 41466 Neuss

Sektion für Deutsche Philologie:
Prof. Dr. Georg Braungart, Rappenberghalde 53/3, 72070 Tübingen

Sektion für Englisch-Amerikanische Philologie:
Prof. Dr. Matthias Bauer, Universität Tübingen, Wilhelmstr. 50, 72074 Tübingen

Sektion für Slawische Philologie:
Prof. Dr. Rainer Goldt, Maler-Faber-Str. 2, 55545 Bad Kreuznach

Sektion für die Kunde des Christlichen Orients:
Prof. Dr. Josef Rist, Riemenschneiderstr. 7, 97072 Würzburg

Sektion für Religionswissenschaft, Religionsgeschichte und Ethnologie:
Prof. Dr. Dr. Dr. h.c. Mariano Delgado, Université Miséricorde, CH-1700 Fribourg
Prof. DDr. Klaus Vellguth, Münsterstr. 319, 52076 Aachen

Sektion für Rechts- und Staatswissenschaft:
Prof. Dr. Matthias Friehe, Im Meisengarten 39E, 53179 Bonn

Sektion für Wirtschafts- und Sozialwissenschaft:
Prof. Dr. Nils Goldschmidt, Kirschborn 11, 57250 Netphen-Salchendorf

Sektion für Kunstgeschichte:
Prof. Dr. Harald Wolter-von dem Knesebeck, Gerhard-Rohlfs-Str. 24, 53173 Bonn

Sektion für Musikwissenschaft:
Prof. Dr. Klaus Pietschmann, Prof.-Kunkel-Str. 3, 55129 Mainz

Sektion für Europäische Ethnologie:
Prof. Dr. Heidrun Alzheimer, Otto-Friedrich-Universität Bamberg, Lehrstuhl für Europäische Ethnologie, 96045 Bamberg

Sektion für Natur- und Technikwissenschaft:
N.N.

Sektion für Politische Wissenschaft und Kommunikationswissenschaft:
Prof. Dr. Heinrich Oberreuter, Eppaner Str. 12, 94036 Passau (kommissarische Leitung)

Sektion für Soziologie:
Prof. Dr. Hubert Knoblauch, Holsteinische Str. 25, 12161 Berlin

Prof. Dr. Silke Steets, Technische Universität Berlin, Institut für Soziologie (FH 9-1), Fraunhoferstraße 33-36, 10587 Berlin
Prof. Dr. Joost van Loon, Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt, Kapuzinerstr. 2, 85072 Eichstätt

Sektion für Medizin:
Prof. Dr. Dr. Thomas Heinemann, Philosophisch-Theologische Hochschule Vallendar, Pallottistr. 3, 56179 Vallendar
Prof. Dr. Christoph Klein, Dr. v. Haunesches Kinderspital, 80337 München

II. Beirat

Die Liste der Beiratsmitglieder befindet sich auf unserer Internetseite unter der Adresse: http://www.goerres-gesellschaft.de/gesellschaft/beirat/

III. Haushaltsausschuss

Frau Nathalie Figge
Dr. Josef Lange, Zur Gabjei, 66A, 50321 Brühl
Prof. Dr. Patrick Peters, Heintgesweg 49, 41239 Mönchengladbach
Dr. Hans Reckers, Reuterweg 68, 53332 Bornheim
Prof. Dr. Tilman Repgen, Lessingstr. 11, 21465 Reinbek (bis 30.9.2025, Vorsitzender)
Priv. Doz. Dr. Alexander Schmitt Glaeser, Kaulbachstr. 64, 80539 München (bis 30.9.2025)
Dr. Florian Simon, LLM., c/o Verlag Duncker & Humblot, Carl-Heinrich-Becker-Weg 9, 12165 Berlin
Dr. Albrecht Weiland, Simmernstr. 43a, 93051 Regensburg

IV. Mitgliederstand zum 31. Dezember 2025

Mitgliederzahl: 2.955

V. Träger des Ehrenringes der Görres-Gesellschaft

1977 Prof. Dr. Clemens Bauer, Freiburg i. Br.
1978 Prälat Prof. Dr. Dr. h.c. Hubert Jedin, Bonn
1979 Prof. Dr. med. Franz Grosse-Brockhoff, Düsseldorf
1980 Prof. Dr. Dr. h.c. Johannes Broermann, Berlin
1981 Prof. Dr. Dr. h.c. Ernst Friesenhahn, Bonn
1982 Dr. h.c. Hermann Josef Abs, Frankfurt
1983 Prof. Dr. José Manuel Pérez-Prendes, Madrid
1984 Prof. Dr. Drs. h.c. Max Müller, Freiburg
1986 Joseph Kardinal Höffner, Erzbischof von Köln
1987 Prof. Dr. Dr .h.c. Josephus Joannes Maria van der Ven, Bilthoven
1988 Prof. Dr. Theobald Freudenberger, Würzburg
1989 Prof. Dr. Theo Mayer-Maly, Salzburg
1990 Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Josef Pieper, Münster
1992 Prof. Dr. Hermann Krings, München
1993 Peter Eppenich, Köln
1994 Prof. Dr. Quintin Aldea Vaquero, Madrid
1995 Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Heinz Schürmann, Erfurt
1996 Staatsminister a.D. Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Hans Maier, München
1997 Prof. Dr. Hugo Rokyta, Prag
1998 Prof. Dr. Dr. h.c. Konrad Repgen, Bonn
1999 Hans Elmar Onnau, Kerpen
2000 Prof. Dr. Dr. h.c. Wolfgang Frühwald, München
2001 Prof. Dr. Laetitia Boehm, München
2002 Prof. Dr. Dr. Karl Kardinal Lehmann, Bischof von Mainz
2003 Prof. Dr. Dr. h.c. Rudolf Morsey, Neustadt Weinstr.
2004 Weihbischof Prof. Dr. Jan Kopiec, Opole/Polen
2006 Prof. Dr. Günther Massenkeil, Bonn
2007 Minister a.D. Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Paul Mikat, Düsseldorf
Irmtrud Bethge, Passau
2008 Walter Kardinal Kasper, Rom
2009 Prof. Dr. Kurt Heinrich, Düsseldorf
2010 Ministerpräsident a.D. Prof. Dr. Bernhard Vogel, Speyer
2011 Prof. Dr. Alexander Hollerbach, Freiburg i.Br.
2012 Prof. Dr. Wilhelm Korff, München
2013 Prof. Dr. Dr. h.c. Josef Isensee, Bonn
2014 Prof. DDr. Dr. h.c. Günter Rager, Fribourg (Schweiz)
2015 Bischof Dr. Heinrich Mussinghoff, Aachen
2016 Prof. Dr. Dr. h.c. Ludger Honnefelder, Bonn
2017 Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Paul Kirchhof, Heidelberg
2018 Pater Dr. Hans Langendörfer SJ, Bonn
2021 Prof. Dr. Dr. h.c. Heinrich Oberreuter, Passau
2022 Dr. Monika Fink-Lang, München
2024 Prof. Dr. Dr. Hubert Kaufhold, München

VI. Unsere Toten

Prof. Dr. Rainer Arnold, Regensburg
Paul Badde, Rom
Pater Prof. Dr. Theofried Baumeister, Lampertheim
Prof. Dr. Marco Bettoni Pojaghi, Rom
Dr. Doris Böggemann, Oberhausen
Dr. Ilse Deutz, Berlin
Rainer Gierlich, Neustadt/Weinstr.
Prof. Dr. Christian Gnilka, Sendenhorst
Prälat Prof. Dr. Alfred Hierold, Bamberg
Prof. Dr. Helmut Juros, Warschau
Dr. Hubert Klein, Berlin
Dr. Friedrich Kronenberg, Bonn
Prof. Dr. Wolfgang Kuhoff, Paderborn
Prof. Dr. Birgit Lermen, Bonn
Martin Lohmann, Bonn
Dr. Josef Neuhaus, Mechernich
Prof. Dr. Günter Niggl, Eichstätt
Prälat Martin Pischel, Essen
Prof. Dr. Rudolf Preimesberger, Berlin
Prof. Dr. Richard Puza, Rottenburg
Peter Rohrmann, Rom
Prof. Dr. Wolfgang Rüfner, Meckenheim
Dr. Friedrich Wilhelm Saal, Dortmund
Prof. Dr. Thomas M. Schmidt, Frankfurt a.M.
Dr. Hermann Heinrich Schwedt, Salsomaggiore
Prof. Dr. Friedrich-Wilhelm von Hase, Mannheim
Prof. Dr. Bernhard Vogel, Ministerpräsident a.D., Speyer
Prof. Dr. Erika Zwierlein-Diehl, Bonn

VII. Institute und Auslandsbeziehungen

Institut Rom

Anschrift:
Pontificio Collegio Teutonico, I - 00120 Città del Vaticano
Tel. +39 06 69892 672 (Direktor), -673 (Bibliothek)
rigg.direktor@gmail.com
www.goerres-gesellschaft-rom.de www.goerres-rom-stiftung.de
Online-Katalog der Bibliothek: https://library-rigg.it

Direktor: Prof. Dr. Stefan Heid
Vizedirektor: Dr. Johan Ickx (seit 11.10.2024)
Stipendiaten: Sebastian Grünbaum, Antun Kovčalija, Franz Malzl
Mitglieder (Jahresende): 277

Direktorium:
Dr. Martin Barth
Prof. Dr. Bernd Engler
Dr. Ignacio García Lascurain Bernstorff (seit 11.10.2024)
Prof. em. Dr. Johannes Grohe
Prof. em. Dr. Karl-Joseph Hummel
Dr. Johan Ickx (seit 11.10.24)
Dr. Peter Klasvogt (seit 2025)
Prof. em. Dr. Michael Matheus
Prof. Dr. Arnd Uhle

Öffentliche Vorträge:
25. Januar 2025: *Chiara Cecalupo* (Rom): Die Faszination der Katakomben im europäischen Katholizismus des 19./20. Jahrhunderts
22. Februar 2025: *Ruth Slenczka* (Greifswald): Die Gegenwart der Geschichte bei Caspar David Friedrich (1774-1840)
22. März 2025: *Stefan Heid* (Rom): Zug der Getauften zum Kreuz: Gesichtspunkte
29. März 2025: *Arnd Uhle* (Leipzig): Kirchenfinanzierung in Europa. Anmerkungen zu den Finanzierungsformen in der Gegenwart
31. Mai 2025: *Gabriel Steinschulte* (Köln): Der Einsatz des Konzilsperitus Johannes Overath (1913-2002) für die Musica Sacra und den Campo Santo Teutonico
19. Juni 2025: „Zur letzten Wortmeldung" – Sommerfest der Görresianer in San Giovanni a Porta Latina
25. Oktober 2025: *Hubert Houben* (Lecce): „Lasst den Muezzin auf dem Minarett!" Friedrich II. und der Islam (mit einem Exkurs über die Religiosität des staufischen Kaisers)
29. November 2025: Round Table zur Tagung „Päpste und Paramente" mit Barbara Vinken (München), Birgitt Borkopp-Restle (Bern) und Augustinus Sander OSB (Rom); Moderation: Benjamin Leven (Würzburg).

Tagung:
26.-29. November 2025: Päpste & Paramente von Julius II. bis Benedikt XVI. Textilien, Texte und Kontexte aus sechs Jahrhunderten
Veranstalter: Professur für Kirchengeschichte der Universität Hildesheim zusammen mit dem Römischen Institut der Görres-Gesellschaft
Organisation und wissenschaftliche Leitung: Prof. Dr. Dr. Jörg Bölling (Hildesheim)

Veröffentlichungen:
Römische Quartalschrift 119,3-4 (2024); 120,1-2 (2025)

Lena Terlisten, Reliquienstrategien im Mailand der Borromeo. Die Translationen des Giovanni Giacomo Castoldi (1595–1618) = 73. Supplementband der Römischen Quartalschrift (Freiburg i.Br. 2025).

Augustinus Sander / Stefan Heid / Hyacinthe Destivelle (Hg.), Ekklesiologische Konkretionen in ökumenischer Perspektive (Freiburg i.Br. 2025).

Stefan Heid

Institut Jerusalem

Anschrift

Dormition Abbey, Mount Zion,
P.O.B. 22, 91000 Jerusalem / Israel
Institut der Görres-Gesellschaft
+972-2-5655-330 / +972-2-5655-332
jigg@dormitio.net

Direktor:

Abt Dr. Nikodemus C. Schnabel OSB

Bibliothek

In den letzten Jahren wurde mit Mitteln des Kulturfonds des Auswärtigen Amtes die gemeinsame Bibliothek des Jerusalemer Instituts der Görres-Gesellschaft, des Theologischen Studienjahres und der Abtei Dormitio mit ca. 45.000 Bänden in den Online-Katalog des Südwestdeutschen Bibliotheksverbundes (SWB) aufgenommen und auf einen aktuellen, bedienerfreundlichen Stand gebracht.

Abt Dr. Nikodemus C. Schnabel OSB, Direktor, P. Simeon Gloger OSB, Bibliothekar

Institut Lissabon

Anschrift

Instituto Português de Sociedade Cientifica de Goerres
c/o Universidade Cathólica Portuguesa, Palma de Cima, P-1600 Lissabon

Institut für Interdisziplinäre Forschung

Anschrift:

Friedrichstraße 57, 53111 Bonn
Tel. 0049 (0)228-9437 4444
interdisz@goerres-gesellschaft.de / www.goerres-gesellschaft.de

Direktoren:
Prof. Dr. Karl Heinz Hoffmann
Prof. Dr. Nikolaus Korber

Vizedirektorinnen:
Prof. Dr. Kerstin Schlögl-Flierl
Prof. Dr. Andrea Edenharter

Symposium 2025

Die 69. Jahrestagung des Instituts für Interdisziplinäre Forschung der Görres-Gesellschaft fand vom 1. bis 3. September 2025 in der Katholischen Akademie Berlin statt. Thema der Tagung war „Ästhetik in der Wissenschaft".

Im Laufe der Tagung wurden Vorträge zu folgenden Themen gehalten:
- „Ästhetische Überlegungen in den Wissenschaften" (Prof. Dr. Manfred Stöckler, Prof. Dr. Winfrid Löffler)
- Fallbeispiele:
  „Schönheit in der Mathematik" (Prof. Dr. Gregor Nickel)
  „Schönheit in der Physik" (Prof. Dr. Karl Heinz Hoffmann)
  „Schönheit in der Chemie" (Prof. Dr. Nikolaus Korber)
  „Schönheit in der Literaturwissenschaft" (Prof. Dr. Georg Braungart)
- „Über die vielen Bedeutungen von Ästhetik und Schönheit" (Prof. Dr. Otto Neumaier)
- „Zum Erkenntniswert von Visualisierungen in den Wissenschaften" (PD Dr. Nicola Mößner)
- „Bildgebenden Verfahren in der Hirnforschung" (Prof. Dr. John-Dylan Haynes)
- „Theologische Ästhetik – Gottesdarstellungen" (Prof. Dr. Sibylle Trawöger)

Mit einer Lesung des Dichters und Theologen Dr. Christian Lehnert sowie einem Gespräch mit Akademiedirektor Joachim Hake begann die 69. Jahrestagung am Montag, dem 1. September 2025, in Berlin. Die rund 100 Teilnehmerinnen und Teilnehmer an dem Abend, der unter dem Thema „Wie kam es, dass sich auch hier Zerstörung in das Schöne mischte? – Zum Verhältnis von Poesie und Natur" stand, konnten miterleben, wie Christian Lehnerts Gedichte die Natur erkunden, indem sie ihr in expressiver und reflexiver Musikalität antworten.

Den Auftakt für die öffentliche Veranstaltung, die in den Räumlichkeiten der Katholischen Akademie stattfand, bildete die Verleihung der Preise „Naturwissenschaft und Theologie" an die Erstplatzierten, die Theologin Dr. Tabea Ott, und die Zweitplatzierte, die Theologin Frieda Kries. Der Preis war zum 1. Februar dieses Jahres zusammen mit der Evangelischen Stiftung Apfelbaum, Köln, ausgeschrieben worden. Der Preis wird jährlich neu ausgeschrieben.

Die Tagung endete mit einer Generaldebatte, in der das zentrale Thema der Tagung „Ästhetik in der Wissenschaft" in seinen vielfältigen wissenschaftlichen, philosophischen und theologischen Bezügen diskutiert wurde.

VIII. Publikationen und Verlage

Neuerscheinungen 2025

Philosophisches Jahrbuch

Herausgegeben von Thomas Buchheim, Johannes Hübner, Andrea Kern, Matthias Lutz-Bachmann, Isabelle Mandrella, Erasmus Mayr, Julia Peters, Wilhelm Vossenkuhl
Bd. 132 (2025), 1. und 2. Halbband

Historisches Jahrbuch

Herausgegeben von Karl-Heinz Braun, Thomas Brechenmacher, Wilhelm Damberg, Amalie Fößel, Britta Kägler, Christoph Kampmann, Ludger Körntgen, Bernhard Löffler
145. Jahrgang (2025)

Literaturwissenschaftliches Jahrbuch

Herausgegeben von Matthias Bauer, Susanne A. Friede, Florian Kragl, Gertrud M. Rösch, Christoph Strosetzki, Angelika Zirker in Verbindung mit einem wissenschaftlichen Beirat
Neue Folge (LJB), Band 66 (2025)

Kirchenmusikalisches Jahrbuch

Herausgegeben von Klaus Pietschmann
109. Jahrgang (2025)

Grenzfragen

Band 48 (2025)
„Vertrauen und Risiko“, herausgegeben von Martin Barth und Gregor Maria Hoff

Beiträge zur englischen und amerikanischen Literatur

Herausgegeben von Matthias Bauer und Jan Stievermann
Bd. 44 (2025)
Jonas Faust: Speaking the Unspeakable. Allen Ginsberg’s Paradigm of Prophetic Poetry

Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Pädagogik

Herausgegeben von Sabine Seichter (geschäftsführend), Michael Obermaier, Erik Ode
Band 101 (2025)

Pädagogische Diskurse

Herausgegeben von Erik Ode und Michael Obermaier
Band 5 (2025):
Katharina Gaida: „Empathie und Perspektivenwechsel in interreligiösen Begegnungen. Eine qualitativ-empirische Studie des universitären Bildungsprogramms ‚Kinderakademie – Weltreligionen im Dialog‘“

Religionswelten

Band 3 (2025):
Herausgeber Mariano Delgado und Klaus Vellguth: „Schöpfung und Verantwortung. Religionswissenschaftliche, ethische und theologische Perspektiven“

Römische Quartalschrift

Herausgegeben vom Priesterkolleg am Campo Santo Teutonico und dem Römischen Institut der Görres-Gesellschaft (RIGG)
120. Band (2025)

Supplementband 73 (2025)
Lena Terlisten: „Reliquienstrategien im Mailand der Borromeo. Die Translationen des Giovanni Giacomo Castoldi (1595-1618)"

Fontes Christiani

Herausgegeben von Marc-Aeilko Aris, Peter Gemeinhardt, Martina Giese, Roland Kany, Isabelle Mandrella, Andreas Schwab und Martin Wallraff.

6. Folge Band 103 (2025)
Petrus Lombardus: Carmen de providentia Dei – Gedicht über die Fürsorge Gottes
Orientius: Commonitorium – Unterweisung

6. Folge Band 104 (2025)
Hieronymus von Stridon: Vita Pauli, Vita Malchi, Vita Hilarionis – Drei Mönchsviten

6. Folge Band 105, I & II (2025)
Gregor der Große:
Regula pastoralis – Hirtenregel I & II

Zeitschrift für Medizinische Ethik

Herausgegeben von Franz-Josef Bormann, Dirk Lanzerath, Giovanni Maio, und Stephan Sahm
71. Jahrgang (2025)

Eikonikà: Kunstwissenschaftliche Beiträge

Hrsg. von Harald Wolter-von dem Knesebeck, Jutta Dresken-Weiland und Matthias Steinhart in Verbindung mit Elisabeth Kieven und Paolo Liverani
Bd. 13/1+2 (2025)
Thomas Schauerte: Das totale Kunstwerk. Haus und Kirche des Egid Quirin Asam in München

Monographie

Patrick Peters: Joseph Görres: Mit spitzer Feder für die Freiheit

Die ausführliche Auflistung unserer Publikationen befindet auf unserer Internetseite unter der Rubrik „Publikationen".

Verlage

Verlag Karl Alber in der Nomos Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, Waldseestr. 3–5, 76530 Baden-Baden
www.verlag-alber.de info@verlag-alber.de
- Philosophisches Jahrbuch
- Grenzfragen: Veröffentlichungen des Instituts für Interdisziplinäre Forschung

Aschendorff, Postfach 1124, 48135 Münster
www.aschendorff.de buchverlag@aschendorff.de
- Beiträge zur Geschichte der Philosophie und Theologie des Mittelalters
- Spanische Forschungen
- Portugiesische Forschungen

Berlin University Press, Markgrafenstr. 12-14, 10696 Berlin
- Handbuch der Wirtschaftsethik, 2. Aufl., Nachdruck

Brepols Publishers, Begijnhof 67, B-2300 Turnhout
- Fontes Christiani (2004-2010)

Duncker & Humblot GmbH, Carl-Heinrich-Becker-Weg 9, 12165 Berlin
www.duncker-humblot.de
- Literaturwissenschaftliches Jahrbuch
- Schriften zur Literaturwissenschaft
- Sozialwissenschaftliche Abhandlungen

Gütersloher Verlagshaus, Postfach 450, 33311 Gütersloh
- Lexikon der Bioethik
- Lexikon der Bioethik – CD-Rom
- Handbuch der Wirtschaftsethik
- Handbuch der Katholischen Soziallehre

Herder, Hermann-Herder-Straße 4, 79104 Freiburg i. Br.
www.herder.de kundenservice@herder.de
- Concilium Tridentinum
- Historisches Jahrbuch
- Römische Quartalschrift
- Supplementhefte zur „Römischen Quartalschrift“
- Fontes Christiani (bis 2003, ab 2011)
- Staatslexikon

Harrassowitz Verlag, Kreuzberger Ring 7b-d, 65205 Wiesbaden
www.harrassowitz-verlag.de verlag@harrassowitz.de
- Oriens Christianus

Brill / Schöningh, Wollmarktstraße 115, 33098 Paderborn
www.schoeningh.de info@schoeningh.de
- Monographien zur Klinischen Psychologie, Psychiatrie und Psychotherapie
- Quellen und Forschungen aus dem Gebiet der Geschichte
- Nuntiaturberichte aus Deutschland

- Conciliorum Oecumenicorum Decreta
- Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums
- Beiträge zur englischen und amerikanischen Literatur
- Politik- und Kommunikationswissenschaftliche Veröffentlichungen
- Beiträge zur Geschichte der Kirchenmusik
- Kirchenmusikalisches Jahrbuch
- Jahrbuch für Europäische Ethnologie
- Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Pädagogik (ab Bd. 81)
- Joseph Görres, Gesammelte Schriften
- Handbuch der Erziehungswissenschaft
- Die Görres-Gesellschaft 1876-1941
- Das Schrifttum der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft (1876-1976) – Eine Bibliographie von Hans Elmar Onnau mit einem Begleitwort von Laetitia Boehm, 1980
- Das Schrifttum der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft (1976-2000) – Eine Bibliographie von Hans Elmar Onnau, 2001
- Die Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft – Die Vorträge auf den Generalversammlungen 1876-1985. Ein Verzeichnis. Bearbeitet von Hans Elmar Onnau. Hrsg. und mit einer Einführung versehen von Rudolf Morsey, 1990
- Görres-Gesellschaft und NS-Diktatur. Die Geschichte der Görres-Gesellschaft 1932/33 bis zum Verbot 1941 von Rudolf Morsey, unter Mitarbeit und auf Anregung von Hans Elmar Onnau, 2002
- Die Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft. Streiflichter ihrer Geschichte, von Rudolf Morsey, 2009
- Joseph Görres. Die Biografie, von Monika Fink-Lang, 2013
- Pädagogische Diskurse, 2022
- Zeitschrift für medizinische Ethik

Verlag Schnell & Steiner, Leibnizstr. 13, 93055 Regensburg
www.schnell-und-steiner.de
- Eikoniká – Kunstwissenschaftliche Beiträge

Kohlhammer, Heßbrühlstraße 69, 70565 Stuttgart
- Patrick Peters: Joseph Görres – Mit spitzer Feder

Die Stiftung zur Förderung der Görres-Gesellschaft

Bei der Lektüre dieses Jahresberichts bekommen Sie einen Eindruck von unseren vielfältigen Tätigkeiten. Was wir leisten, ist das Ergebnis der ehrenamtlichen Arbeit Vieler aus Präsidium, Vorstand, den wissenschaftlichen Sektionen und Instituten, ganz besonders aber auch von vielen engagierten Mitgliedern. All dies benötigt finanzielle Ressourcen, die wir über die Einwerbung von Mitteln – insbesondere vom Verband der Diözesen Deutschlands –, Mitgliedsbeiträgen und Spenden erwirtschaften.

Zum 1. August 2024 wurde zusätzlich die "Stiftung zur Förderung der Görres-Gesellschaft" gegründet. Mit ihren Erträgen sollen insbesondere junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sowie die Publikationen der Gesellschaft gefördert werden. Die Stiftung ist beim Stiftungszentrum des Erzbistums Köln angesiedelt.

Unterstützen auch Sie die Stiftung der Görres-Gesellschaft! Tragen Sie – zum Beispiel durch Spenden oder durch die Berücksichtigung unserer Stiftung in Ihrem Nachlass – dazu bei, unsere finanziellen Spielräume so auszustatten, dass wir auch in Zukunft ein interessantes Angebot für Sie machen können. Wir wollen ja ganz bewusst "Impulsgeber für gesellschaftliche Debatten in christlichem Wertehorizont" sein.

Spenden oder Zustiftungen können über die folgende Kontoverbindung erfolgen. Selbstverständlich wird Ihnen auf Wunsch eine Spendenbescheinigung ausgestellt.

Stiftung Görres-Gesellschaft
IBAN DE45 3706 0193 0034 0001 40
GENO DED1 PAX
Pax-Bank für Kirche und Caritas eG